



hier geblieben

Zuwanderung und Integration
IN NIEDERSACHSEN 1945 BIS HEUTE



N

L



B

Niedersächsische Landeszentrale
für politische Bildung

Nachbestellungen von Heften bitte über

**Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung
– Literaturstelle –**

<http://www.nlpb.de> (Rubrik „Publikationen“)

„hier geblieben“

**Zuwanderung und Integration
in Niedersachsen von 1945 bis heute**

2., überarbeitete Auflage

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	Seite 5
„hier geblieben“ Zuwanderung und Integration in Niedersachsen von 1945 bis heute	Seite 7
Annas Hochzeit – Eine Erzählung	Seite 13
Lena D., hier geboren	Seite 14
Flüchtlinge und Vertriebene	Seite 15
Von der Anwerbung zur Einwanderung	Seite 27
Aussiedler und Spätaussiedler	Seite 39
Flucht nach Deutschland	Seite 51
Zusammenleben	Seite 63
Heimat und Sehnsucht	Seite 71
Lexikon	Seite 75
Literaturauswahl	Seite 77
Impressum	Seite 78

Vorwort

Politische Bildung hat den Auftrag, über gesellschaftliche Strukturen und Prozesse zu informieren und Orientierungshilfen zur politischen Meinungs- und Urteilsbildung anzubieten. Sie will die Akzeptanz demokratischer Grundwerte fördern und stabilisieren, zu Toleranz befähigen und Fremdenfeindlichkeit entgegenwirken. Die Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung nimmt diesen Auftrag in einer vielfältigen Themenpalette wahr. Der Bereich **Zuwanderung und Integration** erfährt seit einigen Jahren besondere Aufmerksamkeit – aus aktuellen Anlässen und aus Gründen gesellschaftspolitischer Notwendigkeit. Neben Seminaren, Fachtagungen und Kongressen wird nun mit der Ausstellung **„hier geblieben“** eine Form politischer Bildung gewählt, die sich nicht nur an Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, sondern darüber hinaus an eine breite Öffentlichkeit und insbesondere auch an Schulklassen richtet.

Auf der Grundlage der Migrationsforschung nimmt die Ausstellung die vier bedeutendsten Zuwanderergruppen seit 1945 in den Blick. Sie ist deshalb in folgende Bereiche gegliedert:

1. Flüchtlinge und Vertriebene
2. Von der Anwerbung zur Einwanderung
3. Aussiedler und Spätaussiedler
4. Flucht nach Deutschland

Daten und Fakten dazu bietet der Einführungsaufsatz der Unterrichtsmaterialien. Unter dem Ausstellungstitel **„hier geblieben“ – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen von 1945 bis heute** wird in diesem Beitrag die gesamte Zeitspanne umrissen. Dieser Sachtext thematisiert die sich ändernden gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen von Zuwanderung und Integration, nennt Migrationsursachen, Integrationschancen sowie Integrationshemmnisse.

Bei **„Annas Hochzeit“** handelt es sich dagegen um eine andere Textsorte: Die kurze Erzählung soll Schülerinnen und Schüler für die persönliche Dimension von Zuwanderung und Integration sensibilisieren. Durch diesen Zugang soll Interesse für die Gesamtthematik geweckt werden.

Im Kernbereich der Ausstellung erhält jede der **vier Zuwanderergruppen** einen eigenen Raum. Dieses Strukturprinzip wurde auch für die Gliederung der Unterrichtsmaterialien gewählt. Die in der Ausstellung präsentierten Bereichstexte zu den einzelnen Zuwanderergruppen sind dabei den entsprechenden Kapiteln vorangestellt.

Die Ausstellung stützt sich im Wesentlichen auf persönliche Leihgaben, auf Fotos, Dokumente, Erinnerungsstücke sowie auf Interviews von Privatpersonen. Das entspricht dem Vorhaben, Zuwanderung und Integration vorrangig als von Individuen erlebte Prozesse darzustellen. Die Wiedergabe von Atmosphäre und Empfindungen, von sehr persönlichen Eindrücken steht im Vordergrund. Der überschaubaren alltäglichen Lebenswelt gilt das Interesse der Ausstellung. Dementsprechend folgen den Bereichstexten in den Unterrichtsmaterialien jeweils zwei Biografien von Zugewanderten, die „hier geblieben“ sind. Im Bereich „Flucht nach Deutschland“ wird der Bericht über zwei Jugendliche hinzugefügt, die nach dem Ende des Balkankrieges in ihre Herkunftsregion zurückkehren mussten.

Den Biografien folgt ein Materialteil, der mit einem kurzen Sachtext zur jeweiligen Zuwanderergruppe beginnt und der sich auf ausgewählte Fotos, Dokumente, Statistiken, vertiefende Kurztexte und sonstige Quellen stützt. Fragen für den Unterricht – „Nachgefragt“ – und Literaturhinweise schließen den Materialteil ab.

Leitidee bei der Konzeption der Unterrichtsmaterialien war das Ziel, dass diese den Zweck der Vorbereitung oder Nachbereitung eines Besuches der Ausstellung **„hier geblieben“** erfüllen, aber auch ohne diese Verknüpfung mit der Ausstellung sinnvoll im Unterricht einzusetzen sein sollen.

Die Struktur bietet die Möglichkeit, die Unterrichtsmaterialien auch bei der Thematisierung nur einer Zuwanderergruppe im Unterricht einzusetzen. Analog zum Ziel der Ausstellung ist es allerdings wünschenswert, die vier Zuwanderergruppen in den Blick zu nehmen. So wird deutlich,

- dass Niedersachsen von seiner Entstehung im Jahr 1946 bis heute Menschen aus zahlreichen anderen Regionen und Herkunftsländern aufgenommen hat und
- dass sich – bei aller Unterschiedlichkeit zwischen den einzelnen Zuwanderergruppen – auch viele Gemeinsamkeiten im individuellen Prozess von Zuwanderung und Integration erkennen lassen.

So ist für viele Zuwanderer lange Zeit die Sehnsucht nach Heimat eine gemeinsame Erfahrung. Der Aufsatz **„Heimat und Sehnsucht“** wird als vertiefende Lektüre zu dieser Thematik angeboten.

Als Diskussionsgrundlage zum gegenwärtigen **Zusammenleben** in der Zuwanderergesellschaft haben Stellungnahmen von Vertretern aus Sport, Kirche und Wissenschaft Eingang in die Unterrichtsmaterialien gefunden. Fotos sollen zu Unterrichtsgesprächen über weitere, alltägliche Bereiche des Zusammenlebens anregen.

Die Ausstellung **„hier geblieben“** und die sie begleitenden Publikationen sollen dahin wirken, dass die im Zusammenhang mit Zuwanderung immer wieder zu konstatierende „Aufgeregtheit“ in das Begreifen umgelenkt wird,

- dass Zuwanderung zur Normalität unseres Landes gehört,
- dass aus Zuwanderung resultierende Probleme – oft mit großen Anstrengungen von beiden Seiten – in der Regel bewältigt wurden und
- dass auch die Zugewanderten einen wichtigen Beitrag zu dem geleistet haben, was Niedersachsen bis heute ist und erreicht hat.

Die Ausstellung bringt Zugewanderten Aufmerksamkeit im Sinne von Respekt und Würdigung entgegen und leistet somit einen Beitrag gegen Fremdenfeindlichkeit.

„hier geblieben“ – Zuwanderung und Integration in Niedersachsen von 1945 bis heute

Niedersachsen wurde in seiner Geschichte und wird in seiner Gegenwart in Bevölkerung und Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur durch Zuwanderung und Integration geprägt.

Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene, Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten, Aussiedlerinnen und Aussiedler bzw. Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler, ausländische Flüchtlinge und Asylsuchende haben in verschiedenen zeitlichen Phasen, in unterschiedlicher Anzahl, aus jeweils ganz spezifischen Gründen ihre Wanderung angetreten, sind in östlichen und südlichen, aus ehemals deutschen, aus europäischen und außer-europäischen Herkunftsregionen aufgebrochen und im Raum Niedersachsen angekommen. Viele von ihnen sind „hier geblieben“ und haben zur Entwicklung des Landes beigetragen.

Flüchtlinge und Vertriebene

„Ich habe in Ostfriesland ein wunderbares Zuhause gefunden – aber meine Heimat ist Schlesien“

Brigitte St., Breslau - Emden,
Interview Oktober 2001

Die deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen stellen zahlenmäßig die bedeutendste der vier großen Zuwanderergruppen seit 1945 dar. 1946 lebten ca. 1,48 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene in Niedersachsen, 1949 waren es ca. 1,8 Millionen. Das entsprach einem Anteil an der niedersächsischen Gesamtbevölkerung von 23,4 % (1946) bzw. 26,4 % (1949)¹. Diese Zuwanderergruppe hatte durch Flucht und Vertreibung als Folge des von Deutschland begonnenen Krieges unvorstellbares Leid erfahren. Außer dem Verlust von Heimat und Besitz hatten sie nicht selten auch den Verlust nahe stehender Menschen erleben müssen. Die von derartigen Strapazen belasteten Menschen kamen – manche nach einer unfreiwilligen Zwischenstation in Dänemark – mit wenig Habseligkeiten in Niedersachsen an. Hier trafen sie – insbesondere in den Städten – auf Zerstörung, Hunger und

Not. Sie wurden in Massenunterkünften bzw. – vor allem in kleineren Städten und im ländlichen Raum – durch die kommunale Wohnraumbewirtschaftung in den Wohnräumen der Einheimischen direkt untergebracht. In dieser Extremsituation, in räumlicher Enge, blieben Probleme in der Begegnung zwischen Einheimischen und „Fremden“ nicht aus – doch mitunter gab es auch besondere Erfahrungen herzlicher Aufnahme. Aber auch außerhalb des Wohnens kam es mancherorts in unterschiedlichen zwischenmenschlichen bzw. gesellschaftlichen Bereichen zu Spannungen zwischen „Hiesigen“ und „Fremden“.

Bei der politischen Teilhabe galt im beginnenden Demokratisierungsprozess Nachkriegsdeutschlands gleiches Recht für Einheimische und für deutsche Flüchtlinge und Vertriebene. Letzteren war neben der Mitgliedschaft und dem Engagement in den neu oder wieder gegründeten demokratischen Parteien auch die Selbstorganisation in Vereinen, Verbänden und eigenen Parteien möglich – nachdem es anfangs ein von der britischen Besatzungsmacht ausgesprochenes Koalitionsverbot gegeben hatte, um die Entstehung von Flüchtlingsparteien zu verhindern. Ein Landesminister für Flüchtlingsangelegenheiten kümmerte sich in Niedersachsen besonders um die Belange dieser Zuwanderergruppe.

Der schnelle Wiederaufbau des zerstörten Deutschland unterstützte bald den Integrationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen. Der Lastenausgleich trug mit dazu bei, dass sie in kurzer Zeit zu handelnden Akteuren wurden, die mit ihrer Leistungsbereitschaft, ihrer Arbeits- und bald auch ihrer Kaufkraft das „Wirtschaftswunder“ ganz entscheidend mittrugen².

Neubauprogramme für Flüchtlinge und Vertriebene ließen niedersächsische Ortschaften um heute meist angebaute, umgebaute, renovierte spitzgiebelige Ein- und Zweifamilienhäuser wachsen. Durch heimatbezogene Straßennamen (Breslauer Straße, Pommernweg u.a.) wurden mit diesen so genannten Nebener-

werbssiedlungen Erinnerungsorte geschaffen, die bis in die Gegenwart hinein auf die Herkunftsgebiete von Flüchtlingen und Vertriebenen hinweisen. Diese neue Existenzgründung – teilweise auch im Bereich der Unternehmensgründungen – war sichtbares Zeichen für ein Ende anfänglicher Rückkehrhoffnungen und symbolisierte die dauerhafte Niederlassung von Flüchtlingen und Vertriebenen im Zuwanderungsland Niedersachsen.

Dennoch: Der Verlust der Heimat bzw. das Aufrechterhalten der Erinnerung an die Heimat ist ein immer wiederkehrendes Thema in Erzählungen deutscher Flüchtlinge und Vertriebenen. Landsmannschaftliche Vereinigungen bieten auch über 50 Jahre nach Flucht und Vertreibung noch die Möglichkeit der Kontaktpflege mit Menschen aus denselben Heimatregionen. Mit so genannten „Heimastuben“ wird in einigen niedersächsischen Museen oder Rathäusern der Bezug zum Herkunftsraum gepflegt. Nicht wenige niedersächsische Städte oder Landkreise sind Patenschaften zu Herkunftsstädten oder -regionen deutscher Flüchtlinge und Vertriebenen eingegangen oder sie pflegen diese inzwischen als Partnerschaften zu den entsprechenden polnischen Kommunen. Auch der „Heimattourismus“ wird seit der Öffnung der osteuropäischen Nachbarländer von Flüchtlingen und Vertriebenen sowie ihren nachfolgenden Generationen praktiziert.

Doch die als Urlaub organisierte Rückkehr ist jeweils zeitlich begrenzt, die Flüchtlinge und Vertriebenen haben in Niedersachsen ihr neues Zuhause gefunden, sie sind – in Folge der politischen Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg – „hier geblieben“.

Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten – Von der Anwerbung zur Einwanderung

„Unsere Gedanken damals waren, für ein paar Jahre hier zu bleiben, nie hatte ich im Hinterkopf, dass ich mein Leben in Deutschland verbrin-

gen werde. - Dann ist es aber anders gekommen.“

Rocco A., Italien - Wolfsburg,
Interview Oktober 2001

Wirtschaftswachstum und Vollbeschäftigung in der Bundesrepublik begründeten die Suche nach ausländischen Arbeitskräften. Der deutsch-italienische Vertrag von 1955 bildete den Auftakt der amtlich organisierten Anwerbung. Nach seinem Muster folgten Anwerbeabkommen mit Spanien, Griechenland, der Türkei, Portugal, Tunesien, Marokko und Jugoslawien. Die deutsche Suche nach Arbeitskräften traf auf Arbeits- und Perspektivlosigkeit erwerbsfähiger junger Männer und Frauen in den Herkunftsländern – und auf deren Bereitschaft, ihr Glück im Ausland zu suchen. In den Vorstellungen beider Seiten – der deutschen Arbeitgeber und der ausländischen Arbeitnehmer – war die Arbeitsmigration zunächst als zeitlich begrenztes Projekt gedacht. Die Arbeitsverträge waren in der Regel auf **ein** mitunter auch auf **drei** Jahre befristet. Zur Durchführung der Anwerbung richtete die Bundesanstalt für Arbeit in den Herkunftsländern Regionalbüros – so genannte Verbindungsstellen – ein. Dort wurden auch medizinische Untersuchungen durchgeführt, deren Ergebnis für die Genehmigung zur Arbeitswanderung nach Deutschland entscheidend war.

Ankunftsorte für die ausländischen Arbeitskräfte in Deutschland waren München und Köln. Von dort aus wurden sie in die Zielorte der verschiedenen Bundesländer gebracht. Sie hatten Arbeitsverträge für kleine und mittelständische Betriebe, für Großunternehmen aber auch für die Landwirtschaft. Ein Teil des in Deutschland verdienten Geldes wurde in das Herkunftsland überwiesen, um die dort zurückgebliebenen Familienangehörigen zu unterstützen.

Die Unterbringung der meisten Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten erfolgte in Massenunterkünften – oft in Wohnheimen, anfangs auch in Baracken. Wohnungen wurden oft erst im Zuge der Familienzusammenführung gemietet.

Die Beschäftigung der ausländischen Arbeitskräfte erfolgte überwiegend in

un- oder angelernten Bereichen. Der Einsatz in qualifizierteren Tätigkeitsfeldern war oft auf Grund fehlender deutscher Sprachkenntnisse nicht möglich; Sprachkurse in den Betrieben waren die Ausnahme.

Auch das in den ersten Jahren praktizierte Rotationsprinzip stand dem beruflichen Aufstieg entgegen. Doch bald stellte sich heraus, dass das permanente Einarbeiten neu ins Land gekommener Ausländerinnen und Ausländer ohne Deutschkenntnisse für die Betriebe eine Belastung bedeutete. Der daraus resultierende Wunsch der Unternehmen nach Anschlussverträgen für eingearbeitete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter korrespondierte mit dem Wunsch bzw. der Notwendigkeit etlicher Arbeitsmigranten, länger als ursprünglich geplant im Einwanderungsland zu bleiben.

Bei denjenigen, die Ehemann oder Ehefrau und Kinder in der Heimat zurückgelassen hatten, wuchs mit längerem Aufenthalt in der Fremde der Wunsch, die Familie zu holen.

Die aktive Anwerbepolitik der Bundesrepublik endete mit dem so genannten Ölpreisschock von 1973, auf den bald ein zurückgehendes Wirtschaftswachstum und Arbeitsmarktprobleme folgten. Am 23. November 1973 erließ der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung einen Vermittlungsstopp für die Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer (Anwerbestopp), der – abgesehen von der Anwerbestoppausnahmereverordnung – bis heute in Kraft ist. Zuwanderung aus den bisherigen so genannten Anwerbeländern war seit diesem Zeitpunkt als Arbeitsmigration nicht mehr möglich, nur die Familienzusammenführung bot eine Chance zur Zuwanderung.

In der Zeit von 1955 bis 1973 kamen rund 14 Millionen Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten in die Bundesrepublik, etwa 11 Millionen von ihnen kehrten wieder in ihre Herkunftsländer zurück³. In Niedersachsen stieg die Zahl ausländischer Arbeitskräfte von 5.500 im Jahre 1955 auf 147.000 im Jahre 1973. Schwerpunkte waren Wolfsburg, Salzgitter, Hannover und Osnabrück. Ein Großteil der ausländischen Staatsangehörigen gehört auch heute noch

der aus den früheren Anwerbeländern zugewanderten „Gastarbeiterbevölkerung“ an oder stammt von ihr ab. 49 % aller in Niedersachsen lebenden Ausländer hatten Ende 2000 eine – von 1973 an registrierte – Aufenthaltsdauer in der Bundesrepublik von 10 Jahren und mehr. 1973 waren es 16 %⁴. Die nachgeholten oder hier geborenen Kinder der ersten Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten werden oft, wie in klassischen Einwanderungsländern, als „Zweite Generation“ bezeichnet, in Bezug auf deren inzwischen in Niedersachsen bzw. Deutschland geborene und aufgewachsene Kinder spricht man von der „Dritten Generation“. Einigen von ihnen ist an niedersächsischen Hochschulen, als selbständige Unternehmer, als Kulturschaffende oder im Verwaltungsdienst der berufliche Aufstieg gelungen, doch sind diese Karrieren die Ausnahme. Die Regel sieht dagegen so aus, dass „ausländische Schülerinnen und Schüler an Realschulen und Gymnasien unterrepräsentiert, während sie an Sonderschulen deutlich überrepräsentiert sind“⁵. In Niedersachsen betrug 1997 der Anteil nichtdeutscher Schülerinnen und Schüler an Sonderschulen ca. 18 %, an Gymnasien knapp 3 % – wobei nicht nach Kindern von Arbeitsmigranten oder Asylsuchenden unterschieden wird⁶. Eine der Ursachen hierfür sind die mitunter auch bei den hier geborenen Migrantenkidern festzustellenden Sprachdefizite im Deutschen. Was auf den ersten Blick unverständlich erscheint, lässt sich – beim zweiten Blick auf die Situation – erklären: Mit der „Dritten Generation“ wächst – so könnte man sie auch nennen – die „erste Enkelgeneration“ heran. Mit den Arbeitsmigranten der ersten Generation als Großeltern, die jetzt das Rentenalter erreichen und Zeit haben, stehen hier geborenen Migrantenkidern familiäre Ansprechpartner zur Verfügung, die im Alter wieder besonders gern in ihrer Muttersprache kommunizieren. Mitunter sprechen auch die Mütter der hier geborenen Kinder kein oder kaum deutsch, wenn sie erst als Ehefrauen nach Deutschland kamen und weiterhin kommen. Leben sie hier zudem in Wohnvierteln mit hohem Ausländeranteil, können sie ihren

Lebensalltag zum Beispiel komplett „türkisch“ organisieren: Lebensmittelgeschäfte, Bäcker*, Fleischer, Schneider, Frisör usw. – nicht nur in niedersächsischen Städten gibt es Viertel, die wie eine ethnische Kolonie funktionieren, deren Geschäfte von Migranten betrieben werden, die eine „heimatliche“ Vereinskultur aufweisen. Sie mögen ganz und gar – um beim Beispiel zu bleiben – „türkisch“ strukturiert erscheinen und sind es, was die Verkehrssprache angeht, auch oft. Leben Kleinkinder in einer solchen Umgebung und besuchen sie keinen deutschen Kindergarten, kann es passieren, dass sie in Deutschland ohne Deutschkenntnisse aufwachsen. Hier soll nach den Vorstellungen der niedersächsischen Kultusministerin das Vorschulsystem stärker greifen und künftig spätestens nach dem Einschulungstest mehr Frühförderung einsetzen. Auch mit gezielten Deutschkursen für ausländische Mütter, die meistens in Kooperation mit Grundschulen organisiert und unter dem Titel „Mama lernt deutsch“ durchgeführt werden, soll die sprachliche Integration von Migranten und ihren Kindern verbessert werden.

Umfassende Aufklärung über die Notwendigkeit sprachlicher Integration und entsprechende Angebote sind zur Förderung der Chancengleichheit von Migrantenkindern notwendig, wengleich der Schulerfolg nicht nur von der sprachlichen Kompetenz abhängt. „Die Mehrheit der leistungsschwachen Schüler stammt aus sozial schwachem Milieu“, fasst die Ausländerbeauftragte des Landes Niedersachsen, Gabriele Erpenbeck, die Ergebnisse der PISA-Studie zusammen⁷. Die Soziallagen der ehemaligen „Gastarbeiterbevölkerung“ haben sich zum Teil vererbt, zumal es auf diese Gruppe zielende Qualifikationsangebote nicht gab.

Das Verdienstniveau deutscher Erwerbstätiger lag 1997 bei ca. 30 % über 3.000 DM im Monat, bei Nichtdeutschen lag der Anteil der über 3.000-DM-Verdienenden bei ca. 19 %⁸. Ende 1999 lebten in Niedersachsen 532.400 Nichtdeutsche. Sie stellten damit einen Anteil an der Gesamtbevölkerung von 6,7 %, von den Nichtdeutschen sind 54,4 % männlichen, 45,6 % sind weiblichen Geschlechts⁹.

Aussiedler und Spätaussiedler

„Wir sind hier wieder fremd.“

Waldemar H., Spätaussiedler, drückt das Lebensgefühl einiger in Niedersachsen lebender Spätaussiedlerjugendlicher aus, Interview Oktober 2001.

In der Zeit zwischen 1950 und 1992 kamen 2.847.324 Aussiedler nach Deutschland, davon 1.430.059 aus Polen. Seit dem Inkrafttreten des Kriegsfolgenbereinigungsgesetzes am 01. Januar 1993 müssen Spätaussiedler aus Polen, Rumänien und einigen anderen Ländern nachweisen, dass sie auf Grund ihrer deutschen Volkszugehörigkeit Benachteiligungen erlitten haben. Diese Regelung gilt nicht für Antragsteller aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion: Bei ihnen wird nach wie vor von einem kollektiven Kriegsfolgenschicksal, von einer Diskriminierung in den Herkunftsländern auf Grund ihrer deutschen Volkszugehörigkeit ausgegangen. In der Zeit zwischen 1993 und 2000 kamen 1.275.158 Spätaussiedler nach Deutschland, davon 1.233.753 aus der ehemaligen UdSSR. Bei der Zuwanderung von Aussiedlern und Spätaussiedlern handelt es sich um ein deutsches Phänomen, dessen historische Wurzeln mit der Siedlungswanderung aus dem deutschen Sprachraum nach Osten verbunden sind: Am 22. Juli 1763 erließ die russische Zarin Katharina II. ein Einladungsmanifest, mit dem sie um Siedler warb, denen verschiedene Privilegien in Aussicht gestellt wurden. Dem Aufruf folgten vor allem Menschen aus den Gebieten Hessens, Nordbayerns, Nordbadens, der Pfalz und einigen Teilen der Rheinprovinz, weil diese Regionen unter dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) besonders gelitten hatten.

Die Zuwanderung von Aussiedlern und Spätaussiedlern nach Deutschland ist deshalb eine Art „Rückwanderung über Generationen hinweg“, getragen von einer Rückkehrillusion, weil gerade dieser Personenkreis – trotz Anspruchs auf die deutsche Staatsangehörigkeit – in Deutschland kulturell, mental und sozial eine echte Einwanderungssituation erlebt¹⁰. Dies

gilt nicht nur für die mitreisenden Familien nicht-deutscher Herkunft, die heute ca. 75–80 % der Spätaussiedlerzuwanderung ausmachen. Eine Einwanderungssituation erleben auch die Spätaussiedler deutscher Herkunft, die von einer Rückkehr in die von den Vorfahren vor über 200 Jahren verlassene „Heimat“ träumten oder auf Grund ihrer Deutschstämmigkeit in den ethnischen Spannungen und Konflikten in den neu gegründeten Nachfolgestaaten erneut Ausgrenzungserfahrungen erlebt haben¹¹. Es ist gerade die zweite oder die „doppelte“ Fremdheitserfahrung, die verletzt, wenn dieser Personenkreis mit den skizzierten Vorerfahrungen in Deutschland als „russisch“ wahrgenommen wird. Ein Rückzug in die eigene Gruppe ist nicht selten die Folge, besonders dann, wenn weitere Enttäuschungen dadurch hinzukommen, dass sich auch andere mit der Ausreise verknüpfte Hoffnungen nicht oder nicht so schnell wie erwartet erfüllen lassen.

Die Gründe für die Ausreise nach Deutschland sind inzwischen vielschichtig: Lange Zeit wogen die früher oder erneut erlebten Diskriminierungen im Herkunftsland schwer auf der Schale des Abwägens zwischen Gehen oder Bleiben; der Wunsch, als Deutsche in Deutschland unter Deutschen leben zu wollen, war groß. Wirtschaftliche und soziale Gründe, die Suche nach besseren Lebensverhältnissen kommt hinzu oder gibt in dieser Mischung verschiedener Ausreisemotive manchmal vielleicht sogar den Ausschlag, um – bei nachweisbarer Deutschstämmigkeit – den Aufnahmeantrag zu stellen.

Niedersachsen, wo das Grenzdurchgangslager – die Ankunftsstation für Aussiedler und Spätaussiedler – in Friedland seinen Sitz hat, war in der Bundesrepublik von Beginn an eines der Hauptaufnahmelande von Aussiedlern. So kamen beispielsweise in den Jahren von 1988 bis 1993 insgesamt 1.647.700 Aussiedler in die Bundesrepublik, 464.600 (= 28,2) von ihnen nahm Niedersachsen auf. In einzelnen Jahren lag der niedersächsische Anteil noch weit höher: 1989: 39,2 %, 1990: 38,2 % und 1991: 34,4 %. Allerdings geben die Zahlen über die Aufnahme von Aussiedlern

keine abschließende Antwort auf die Frage nach ihrem Verbleib. Zahlen, wie viele zu einem späteren Zeitpunkt doch noch in andere Bundesländer weitergewandert sind, lassen sich nicht genau feststellen¹². Zahlenmäßig erfassbar und im Alltag erlebbar aber war die Tatsache, dass sich die Aussiedlerzuwanderung in einigen Regionen Niedersachsens konzentrierte. Die gleichzeitige „Kommunalisierung“ der Aussiedlerintegration führte zu „explosionsartig gestiegenen Sozialhilfekosten“ in den betroffenen kreisfreien Städten Wolfsburg und Salzgitter sowie in den Landkreisen Gifhorn, Nienburg/Weser, Cloppenburg, Emsland und Osnabrück. Diese richteten „Forderungen der als Wanderungszentren für Spätaussiedler gekennzeichneten kreisfreien Städte und Landkreise an den Bund und an das Land Niedersachsen für den Ausgleich der Sonderbelastungen durch den überdurchschnittlichen Aussiedlerzuzug“. Die so genannte „Gifhorer Erklärung zur Aussiedlerintegration“ (März 1995) hatte u.a. eine Quotierung der Aussiedlerzuwanderung innerhalb Deutschlands bzw. Niedersachsens zum Ziel, die in der Folge gesetzlich geregelt wurde.

Die durch die Öffnung Osteuropas ab 1988/89 stark angestiegene Zuwanderung von Aussiedlern (1987: 78.498, 1988: 202.645, 1989: 377.042) ging durch die 1993 auf Bundesebene festgelegte jährliche Begrenzung der Aufnahmebescheide auf maximal 220.000 in den letzten Jahren auf inzwischen ca. 100.000 Spätaussiedler (einschl. mit einreisender Familienangehöriger) zurück. Diese Entwicklung hängt sicher auch mit den 1996 eingeführten Sprachtests für die Deutschstämmigen zusammen. Sie gelten neben dem Bekenntnis zur deutschen Volkszugehörigkeit als ein Kriterium für die Genehmigung zur Anerkennung als Spätaussiedler bzw. zur Einreise in die Bundesrepublik Deutschland. Die Sprachtests müssen bereits im Herkunftsgebiet bestanden werden und stellen für nicht wenige eine zusätzliche oder gar unüberwindliche Hürde dar, zumal sie nicht wiederholt werden können. Nach dem neuen Zuwanderungsgesetz der Bundesregierung vom März 2002 sollen künftig auch die mitkom-

menden Familienangehörigen vor der Einreise einen Sprachtest ablegen. Dadurch würde sich die Anzahl der Zuwanderungen aus dieser Gruppe sicher weiter reduzieren, denn nach den derzeitigen Erfahrungen bringen in den letzten Jahren insbesondere die Familienangehörigen der Spätaussiedler eher schlechtere Deutschkenntnisse mit als ihre Vorgänger. Bei diesen Voraussetzungen reichen die sechsmonatigen Kurse in Deutschland nicht aus, um die Sprache zu erlernen – doch die vor Jahren vorgenommene Reduzierung der Sprachkursdauer gilt noch immer und zeigt inzwischen problematische Folgen. Sprachdefizite stellen ein Hindernis im Eingliederungsprozess dar und verringern die Chance auf einen Arbeitsplatz im ohnehin angespannten Arbeitsmarkt. Als Reaktion auf Probleme im Bereich der beruflichen und sozialen Integration wurde vom Bundesinnenministerium an sieben Standorten in Deutschland der „Modellversuch mit Integrationsverträgen für Aussiedler“ gestartet. Einer der ausgewählten Standorte ist die niedersächsische Stadt Braunschweig, die von 1988 bis 1998 einen Zuzug von 8.021 Aussiedlern zu verzeichnen hatte.

Beide Seiten, der Träger des Projektes, in diesem Fall die Stadt Braunschweig, und einzelne Spätaussiedler und Spätaussiedlerinnen, die auf freiwilliger Basis einen Integrationsvertrag eingehen können, verpflichten sich zur aktiven Unterstützung bzw. zur aktiven Mitwirkung bei der „Integration in die Gesellschaft der Bundesrepublik“.

Doch unabhängig davon, ob die Integration von Spätaussiedlern und ihren Familienangehörigen gelingt oder nicht, wird diese Zuwanderergruppe hier bleiben. Rückwanderungen in die osteuropäischen Herkunftsgebiete sind bislang die Ausnahme.

Gern genutzt wird in den letzten Jahren allerdings die Möglichkeit, „Heimat“-Besuche zu machen bzw. Urlaube in Kasachstan oder in anderen Herkunftsregionen zu verbringen. Diese Form von Mobilität stellt ein Novum dar, das vor der Öffnung Osteuropas nicht vorstellbar war und zeigt, dass es heute viele Spätaussiedler gibt, die, wie echte Einwanderer, die Spannung zwischen alter und neuer Heimat kennen.

Flucht nach Deutschland

„Nicht nur der Körper flüchtet – auch der Geist und die Seele flüchten.“

Zahra D., Teheran - Hannover,
Interview September 2001

Die Antwort des Parlamentarischen Rates auf die Aufnahme – aber auch Nichtaufnahme – deutscher Flüchtlinge im Ausland in der Zeit von 1933 bis 1945 war der Artikel 16 GG: „**Politisch Verfolgte genießen Asylrecht**“. Man wollte „generös“ sein, verzichtete auf Einschränkungen und ging das Risiko ein, sich „gegebenenfalls in der Person geirrt zu haben“¹³. Die in die Bundesrepublik zuwandernden politischen Flüchtlinge / Asylsuchenden kamen bis in die 1970er Jahre vor allem – insbesondere zur Zeit der Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes 1956 und des ‚Prager Frühlings‘ 1968 – aus den Ländern des damals so genannten ‚Ostblocks‘. Seit dem letzten Drittel der 1970er Jahre begann die *Flucht nach Deutschland* mehrheitlich in der so genannten ‚Dritten Welt‘.

Die Zahl der Asylsuchenden stieg, von ‚Missbrauch des Asylrechts‘ und von ‚Wirtschaftsflüchtlingen‘ war die Rede. Die Anteile in Bezug auf die Herkunftsgebiete veränderten sich erneut. Mit dem Zerfall des Sozialismus als politischem System und einiger Staaten in Osteuropa kehrte sich das Verhältnis wieder um: 1986 kamen ca. 75 % der Asylsuchenden aus der ‚Dritten Welt‘, 1993 stammten ca. 72 % aus Europa und vor allem aus Osteuropa¹⁴. Die Asylantragszahlen entwickelten sich von 2.980 im Jahr 1960 über 73.832 im Jahr 1985 auf 438.191 im Jahr 1992¹⁵. In die Bundesrepublik einreisende Flüchtlinge haben, solange sie im Anerkennungsverfahren sind, kein Recht auf Freizügigkeit und unterliegen der „Residenzpflicht“. Nach Niedersachsen kamen 1976 611, 1985 8.358 und 1992 42.659 Asylsuchende¹⁶. Ihre Unterbringung erfolgte Anfang der 1990er Jahre vielerorts in Wohnheimen, Containern oder – kurzfristig und vorübergehend – in Zelten.

Vor diesem Hintergrund entwickelte und realisierte das Land Niedersachsen ein bundesweit einmaliges Projekt

zur Flüchtlingsberatung – in Zusammenarbeit mit Wohlfahrtinstitutionen sowie anderen in der Flüchtlingsarbeit tätigen Organisationen und mit wissenschaftlicher Begleitung durch die Universität Oldenburg: Sozialarbeiter standen Asylsuchenden im Verfahren sowie bei persönlichen und sozialen Problemen zur Seite und versuchten darüber hinaus, Kommunikationsbarrieren zwischen Flüchtlingen und Einheimischen im nachbarschaftlichen Umfeld zu überwinden. Gegenüber dem Land wurden und werden Anliegen politischer Flüchtlinge insbesondere vom Niedersächsischen Flüchtlingsrat vertreten. Ferner existiert mit der Arbeitsgemeinschaft Migranten und Flüchtlinge Niedersachsen (AMFN) eine landesweite Selbstorganisation, die auf Bundesebene wiederum einmaligen Charakter hat. Für den Bereich *Flucht nach Deutschland* setzt das Jahr 1993 eine einschneidende Zäsur: Nach vielen Einschränkungen in der Asylrechtspraxis wurde 1993 das Asylrecht in der Verfassung selbst eingeschränkt: Seit dem hat in aller Regel keine Chance mehr auf Asyl, wer aus ‚verfolgungsfreien‘ Ländern stammt oder über ‚sichere Drittstaaten‘ einreist¹⁷. Im Jahr 2000 kamen 7.015 Asylsuchende nach Niedersachsen. Die Aufnahme durch die einzelnen Bundesländer ist nach Quoten geregelt. Niedersachsen hat 9,3 % der in Deutschland einen Antrag stellenden Asylsuchenden aufzunehmen. Die Anerkennungsquote durch das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge lag 1985 bei 29,15 % und erreichte ihren niedrigsten Stand 1999 mit 3,04 %. Zusätzlich wurde 4,54 % der Antragsteller Abschiebungsschutz gemäß § 51 Abs. 1 Ausländergesetz gewährt, darüber hinaus lagen bei 1,55 % Abschiebehindernisse gemäß § 53 Ausländergesetz vor. Bei 31,67 % kam es 1999 zu Verfahrenseinstellungen bzw. wurden die Anträge zurückgenommen. Die Ablehnungsquote des Bundesamtes betrug 1999 59,21 % – sie lag 1985 bei 44,19 %. Den Antragstellern steht bei Ablehnung der Rechtsweg vor dem Verwaltungsgericht offen, der in ca. 80 % der Fälle genutzt wird¹⁸. In Einzelfällen haben von Abschiebung Bedrohte den Schutz evangeli-

scher oder katholischer Kirchen gesucht. Bundesweit kann für die Jahre 1996 bis 2000 von 271 Kirchenasylfällen ausgegangen werden. Dabei handelte es sich häufig um Familien, insgesamt fanden im Zeitraum von 1996 bis 2000 909 Personen in Kirchengemeinden Zuflucht¹⁹. 630 von ihnen kamen aus der Türkei – der Abschiebestopp für Kurden war 1995 aufgehoben worden. 73,62 % der Kirchenasylfälle wurden „positiv beendet“, davon konnte bei 11,8 % eine Anerkennung als politisch Verfolgte gemäß Art. 16 a GG (drei Fälle) oder nach § 51, Ausl.G (25 Fälle) erreicht werden. Ansonsten wurden Abschiebehindernisse nach § 53 festgestellt oder es wurden Duldungen oder Aufenthaltsgestattungen gewährt²⁰.

In Niedersachsen boten im November 1998 18 Gemeinden Kirchenasyl, davon 15 für Kurden. Eines der andauerndsten Kirchenasyle verbrachte eine Familie in der ev. luth. Kirchengemeinde St. Johannes Sandhorst in Aurich mit 941 Tagen²¹.

In der St.-Josef-Gemeinde in Papenburg lebte eine neunköpfige Familie 14 Monate lang im Kirchenasyl, bis der Landkreis den Flüchtlingen eine Aufenthaltsbefugnis erteilte. Der Pastor wurde im April 2002 zur Zahlung einer Geldstrafe in Höhe von 2.045,- Euro verurteilt, weil er durch die Gewährung des Kirchenasyls gegen das Ausländergesetz verstoßen hat. Die öffentliche Meinung zum Kirchenasyl ist strittig.

Unstrittig war dagegen die öffentliche Meinung, als es Ende der 1970er Jahre um die Aufnahme vietnamesischer Boatpeople ging. Informiert über den grausamen Vietnamkrieg und über das Elend der auf Schiffen ins Meer geflüchteten Menschen brachten die Einheimischen den nun in Deutschland Gestrandeten ein hohes Maß an Hilfsbereitschaft entgegen. Die offene und positive Einstellung gegenüber diesen Fremden ist sicher auch im Zusammenhang damit zu sehen, dass der damalige niedersächsische Ministerpräsident, Dr. Ernst Albrecht, für die Aufnahme der vietnamesischen Boatpeople die Initiative ergriffen und diese Zuwanderer öffentlich herzlich willkommen geheißen hat. Den Flüchtlingen wurden gute Bedingun-

gen geboten: Als Kontingentflüchtlingen wurde ihnen von Anfang an ein Bleiberecht gewährt, sie mussten kein Asylverfahren durchlaufen und bekamen umfassende Sprachförderung. Die Flüchtlinge selbst zeigten – so der Leiter des Hauses Nazareth Roman Siewert – „Dankbarkeit und eine hohe Anpassungsbereitschaft“. Im Dezember 1978 wurden in der Freizeit- und Heimstätte Nazareth in Norden-Norddeich die ersten 151 Vietnamesen aufgenommen. Bis 1999 kamen ca. 3.500 Vietnamesen in diese Einrichtung.

In den 1990er Jahren wurden deutsche Flüchtlinge und Vertriebene an ihre eigene Geschichte erinnert, als erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in Europa ein Krieg ausbrach. Die täglichen Bilder und Berichte vom Krieg im ehemaligen Jugoslawien und die furchtbaren Erlebnisse der Flüchtlinge, Vergewaltigung, Massenmord, Vertreibung und Flucht riefen Erinnerungen an das eigene Schicksal wach. In den Jahren von 1994 bis 1996 wurden in Deutschland ca. 345.000 Menschen aus Bosnien-Herzegowina als Bürgerkriegsflüchtlinge aufgenommen, etwa 23.000 von ihnen kamen nach Niedersachsen. Sie trafen vielerorts auf große Hilfsbereitschaft, kamen aber zu einer Zeit, in der die gesellschaftspolitische Diskussion um das Asylrecht von abwehrenden Begriffen wie „Asylmissbrauch“, „Scheinasylanten“ und „Wirtschaftsflüchtlingen“ geprägt und emotional aufgeladen war. Den Flüchtlingen wurde ein an der Situation im Herkunftsland orientierter vorübergehender Schutz gewährt, der dauerhafte Integration nicht vorsieht. Nach Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen in Bosnien-Herzegowina begann die Rückführung der aufgenommenen Flüchtlinge. Bis Dezember 2000 waren mehr als 260.000 Menschen mehr oder weniger freiwillig nach Bosnien-Herzegowina zurückgekehrt. Etwa 51.000 sind in andere Staaten weitergewandert, in die USA, nach Kanada, nach Australien. Ca. 5.500 Personen wurden zwangsweise in ihr Herkunftsgebiet abgeschoben. Etwa 28.000 bosnische Kriegsflüchtlinge lebten im Dezember 2000 noch in Deutschland. Die Innenministerkonferenz der Länder hatte im November

2000 sowie darauf im Februar und Mai 2001 Beschlüsse gefasst, die bestimmten Personengruppen aus Bosnien-Herzegowina den weiteren Aufenthalt ermöglichen. Das sind „insbesondere Traumatisierte sowie Personen, die sich seit mindestens sechs Jahren in Deutschland aufhalten und seit mehr als zwei Jahren sozialversicherungspflichtig beschäftigt sind. Diese Personen erhalten eine auf zwei Jahre befristete Aufenthaltsbefugnis nach § 32 AuslG. Diese kann verlängert werden, soweit die Voraussetzungen weiter erfüllt sind. Einbezogen in das Bleiberecht für diese Personengruppen sind auch deren enge Familienangehörige.“²²

Im Frühjahr 1999 verschärfte sich der Konflikt im Kosovo und erreichte mit der Vertreibung der überwiegend albanisch-stämmigen Bevölkerung durch serbische Militärs seinen Höhepunkt. Ein Teil der nach Mazedonien vertriebenen Menschen wurde von Deutschland im Rahmen des § 32a AuslG als Bürgerkriegsflüchtlinge aufgenommen. Nachdem am 11. Juni 1999 NATO-Truppen im Kosovo stationiert wurden und die Verwaltung des Kosovo durch die Vereinten Nationen übernommen wurde, kehrte der überwiegende Teil dieser Flüchtling in den Kosovo zurück.

Es halten sich gegenwärtig noch Flüchtlinge aus dem Kosovo in Deutschland auf, deren Asylverfahren noch nicht abgeschlossen ist, die als Angehörige ethnischer Minderheiten (z.B. Roma) auf Grund der noch instabilen Sicherheitslage im Kosovo bisher weiterhin geduldet werden oder die auf Grund individueller Abschiebungshindernisse (z. B. schwere Erkrankungen) nicht in ihre Heimat zurückkehren können. Viele der aus dem Kosovo stammenden Flüchtlinge leben seit mehreren Jahren in Deutschland, nicht selten bereits seit Anfang der 1990er Jahre. Einige von ihnen haben mittlerweile eine befristete Aufenthaltsbefugnis erhalten, sofern sie - wie bei der Regelung für bosnische Flüchtlinge vom Mai 2001 - seit mehr als sechs Jahren in Deutschland leben und seit mindestens zwei Jahren sozialversicherungspflichtig erwerbstätig sind.

In ein paar Jahren wird die Frage beantwortet werden können, ob ein

Teil der Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien dauerhaft „hier geblieben“ sein wird.

Zusammenleben

Einheimische, deutsche Flüchtlinge und Vertriebene und deren nachfolgende Generationen, Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten mit der Zweiten und inzwischen Dritten Generation, Aussiedlerinnen und Aussiedler sowie Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler mit ihren Angehörigen, ehemalige Bürgerkriegsflüchtlinge, politisch Verfolgte, Asylsuchende aber auch weitere Gruppen, wie z.B. jüdische Zuwanderinnen und Zuwanderer aus dem Gebiet der ehemaligen UdSSR, Saisonarbeitskräfte, IT-Fachkräfte, ausländische Studierende und nicht zu vergessen auch „Illegale“ oder „Menschen ohne Papiere“, wie sie in Frankreich genannt werden, sie alle leben in Niedersachsen. Leben wir „zusammen“? Oder eher nebeneinander – gar getrennt voneinander?

In vielen Lebensbereichen ist das Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten zur Normalität geworden. In der Schule, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in Vereinen haben sich freundschaftliche Beziehungen entwickelt. Menschen verschiedener Herkunft schließen Ehen miteinander, gründen Familien über nationale, kulturelle, religiöse Grenzen hinweg. Das bunte Zusammenleben funktioniert. Gleichwohl gibt es auch Störungen und Befremdungen. Alltägliche Diskriminierung und gewalttätige Fremdenfeindlichkeit, unzureichende Kenntnis der deutschen Sprache und ein Rückzug in die eigene Kolonie, Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt oder in der Möglichkeit politischer Teilhabe erschweren das Zusammenleben in der Zuwanderungsgesellschaft. Einzelpersonen, Vereine, Institutionen, Wohlfahrtsverbände und andere haben sich in den vergangenen Jahrzehnten engagiert eingesetzt und viel geleistet, um Störungen zu reduzieren, um Unterstützung zu geben und Befremdungen entgegenzuwirken, um Benachteiligungen zu benennen und abzubauen, um das Zusammenleben in Vielfalt zu erleichtern. Doch

das allein reicht nicht aus. Wissenschaftler aus der Migrationsforschung weisen immer wieder darauf hin, dass ein Gesamtkonzept fehlt. Zuwanderung und Integration sollten als gegenwärtig und wohl auch künftig besonders wichtige Gestaltungsaufgaben akzeptiert werden. Integration muss langfristig gefördert und gefordert werden.

Marianne Winkler

¹ Marschalck, Peter, Bevölkerung und Wanderung im Raum Niedersachsen seit dem Zweiten Weltkrieg, in: Bade, Klaus J., Hrsg., *Fremde im Land*, Osnabrück, 1997, S. 51.

² Bade, Klaus J. u. a., Hrsg., *Zeitzeugen im Interview, Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Osnabrück nach 1945*, Osnabrück, 1997, S. 8 f.

³ Bade, Klaus J., *Migration und Integration in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg*, hrsg. von der NLPB, Informativ und Aktuell, Hannover, 2000, S. 10.

⁴ Material Statistische Berichte Niedersachsen, *Ausländer am 31.12.2000*, Nds. Landesamt für Statistik, Hannover, 2001, S. 6 und S. 7.

⁵ Die Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen, *Daten und Fakten zur Ausländersituation*, Februar 2002, S. 14.

⁶ Nds. Landesamt für Statistik, *Statistische Berichte Niedersachsen, Ausländer in Niedersachsen 1999*, Hannover, 1999, S. 16.

^{*} Diese und entsprechende Funktions- und Personenbeschreibungen sind wegen der Fülle notwendiger Doppelbenennungen im Text hier und durchgängig geschlechtsneutral gemeint, beziehen sich also in der Regel auf Frauen und Männer gleichermaßen.

⁷ Betrifft, *Mehrheiten – Minderheiten*, Zeitschrift der Ausländerbeauftragten des Landes Niedersachsen, Heft 1/2002, Februar/März, S. 17-18 u. S. 15.

⁸ Nds. Landesamt für Statistik, *Ausländer in Niedersachsen 1999*, a.a.O., S. 23.

⁹ Material: Statistische Berichte Niedersachsen, *Ausländer in Niedersachsen am 31.12.1999*, Nds. Landesamt für Statistik, Hannover, 2000, S. 5, *Das Parlament* Nr. 10-11, 8./15. März 2002, *Globus* Schaubild, Statistisches Bundesamt, S. 26.

¹⁰ Bade, Klaus J., *Migration und Integration in Deutschland*, S. 14.

¹¹ s. Dietz, Roll, *Jugendliche Aussiedler*, Frankfurt/M., 1998, S. 45.

¹² Marschalck, S. 69 ff.

¹³ nach Bade, Klaus J., *Migration und Integration in Deutschland*, S. 11 f.

¹⁴ Bade, Klaus J., *Migration und Integration in Deutschland*, S. 11 und Benzler, Susanne, *Migranten in Wartestellung: Asylsuchende und Flüchtlinge in Niedersachsen* in Bade, Klaus J., *Fremde im Land*, S. 215.

¹⁵ *Asyl in Zahlen*, Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge, Nürnberg, 2000, S. 9.

¹⁶ Benzler, S. 217.

¹⁷ Bade Klaus J., *Migration und Integration in Deutschland*, S. 12f.

¹⁸ Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge, *Asyl in Zahlen*, Nürnberg, 2000, S. 31 + 47.

¹⁹ Wolf-Dieter Just, Beate Sträter, *Ökum. Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche*, Bonn, 2001, S. 4 u. S. 8.

²⁰ a.a.O.

²¹ *Flüchtlingsrat*, Zeitschrift für Flüchtlingspolitik in Niedersachsen, Ausgabe 6/99, Seite 83.

²² *Migrationsbericht der Ausländerbeauftragten im Auftrag der Bundesregierung*, Berlin - Bonn, November 2001, S. 49 f.

Annas Hochzeit – Eine Erzählung

Nun heiratet sie einen Türken, Anna, meine Lieblingsenkeltochter. Nett ist er ja, der junge Mann, klug auch, seine Ausbildung als Industriemechaniker hat er sogar als Bester in seinem Jahrgang abgeschlossen und er hat in einem großen Betrieb eine Stelle mit Aufstiegschancen und gutem Verdienst. Er fühlt sich hier wohl, hat deutsche und türkische Freunde, manchmal geht er in die Moschee, seinen Eltern zuliebe, sagt er. Die hatten sich eine andere Schwiegertochter gewünscht, hatten eine Verlobung mit einer entfernten Cousine in der Türkei arrangieren wollen, wie sie es bei ihrem ältesten Sohn bereits getan hatten. Doch Ali hat sich durchgesetzt und heiratet Anna, seine Liebe. Sie sind ein schönes Paar, das sagen auch Alis Eltern – und es soll ein großes Fest geben.

Wenn ich da an meine Hochzeit denke: 1944 war mein Verlobter bereits seit drei Jahren im Krieg, viele seiner Kameraden waren bereits gefallen. Als Hans im Sommer 1944 im Urlaub kurz nach Hause, nach Ostpreußen kam, haben wir geheiratet.

Im Frühjahr floh ich in Richtung Westen, meine Tochter Martha war gerade einen Monat alt. An die Flucht mag ich gar nicht mehr denken, grausam war's – aber wir haben überlebt. Im Westen kamen wir in ein kleines Dorf in der Nähe von Hannover und wurden dort mit weiteren Flüchtlingen auf einem Bauernhof untergebracht. Das Bauernhaus quoll über vor Menschen, die Kochstelle haben sich alle Flüchtlinge geteilt, zusammen mit meinen Schwiegereltern und meiner Tochter wohnte ich in einem kleinen Zimmer. Wir hatten Glück - die Bauernfamilie hatte uns zwei Betten, zwei Stühle und einen kleinen Tisch in das Zimmer gestellt.

In dem Dorf traf ich meine Freundin aus der Heimat wieder, sie hauste mit vielen anderen Flüchtlingen in einer primitiven Baracke, in der vorher Kriegsgefangene untergebracht waren. Immer wieder gab es Konflikte mit den einheimischen Nachbarn, die mit den Flüchtlingen nichts zu tun haben wollten.

Ich habe sofort angefangen, dem

Bauern, bei dem wir untergebracht waren, bei der Feldarbeit zu helfen – und das habe ich Jahre später noch gemacht, als mein Mann längst aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, Arbeit gefunden hatte und wir in unserem eigenen kleinen Haus in der neuen Siedlung für Flüchtlinge, in der Danziger Straße, wohnten. Wenn ich da in meinem eigenen Garten arbeitete, fing ich an, mich langsam etwas heimisch zu fühlen – nach Hause zurück konnten wir ja sowieso nicht mehr, nur in unseren Träumen.

Martha interessierte sich nicht für diese Träume, sagte immer, wir seien rückwärtsgewandt und sollten uns lieber auf das Hier und Jetzt konzentrieren. Zu unseren Heimattreffen zweimal im Jahr haben wir sie nur als kleines Kind mitnehmen können, als Jugendliche wollte sie damit nichts zu tun haben. Im Dorf war sie aktiv in der hiesigen Landjugend, bis sie 1970 heiratete. Mein Schwiegersohn ist ein Einheimischer. Sie haben drei Kinder, Anna ist das jüngste. Für Anna hatte ich viel Zeit, sie kam immer gern zu ihrer Oma und lauschte aufmerksam meinen Geschichten von früher und meinen ostpreußischen Liedern. Eines meiner schönsten Erlebnisse der letzten Jahre ist, dass Anna mich vor drei Jahren bei meiner großen Reise begleitet hat: Zusammen sind wir auf den Spuren meiner Kindheit gegangen – in Ostpreußen.

Heute schauen wir uns gern die Fotos an, wenn Anna mich besucht. Seit sie berufstätig ist, kann sie allerdings nicht mehr so oft kommen, sie hat nicht mehr soviel Zeit. Sie arbeitet in einem Wohnheim in unserer Kreisstadt. Dort leben Menschen aus verschiedenen Ländern, es sind Asylsuchende, Bürgerkriegsflüchtlinge und Aussiedler. Anna hat mich schon mal dahin mitgenommen – ich war ganz verwirrt von den verschiedenen Sprachen und den vielen fremden Menschen – doch irgendwie fühlte ich mich auch an meine erste Zeit in Niedersachsen erinnert. Anna kümmert sich um die Kinder in diesem Wohnheim und sie hat außerdem die Aufgabe, Konflikte zwischen den ausländischen Flüchtlingen und den einheimischen Nachbarn zu schlichten. Sie hat viel zu tun.

Zur Hochzeit werde ich ihr meine goldene Kette schenken, die ich bei der Flucht in den Windeln meiner Tochter Martha versteckt hatte.

Marianne Winkler

Lebenslauf

Die einführende Erzählung „Annas Hochzeit“ zeigt, dass jede und jeder in unterschiedlichen Lebenssituationen Menschen aus anderen, vielleicht „fremden“ Kulturen und der Geschichte der Migration begegnen kann. Sie ist zwar erfunden, könnte aber so oder ähnlich stattgefunden haben. Auch in der eigenen Lebensgeschichte erfahren wir Situationen und Begegnungen, in denen Migration, das Verlassen einer alten Heimat und das Sich entwickeln einer neuen Heimat, eine Rolle spielen.

Aus diesem Grund werden in diesem Buch Menschen vorgestellt, die heute in Niedersachsen leben und in den letzten 60 Jahren aus anderen Ländern zugewandert sind. Über einen Lebenslauf kann man sich mit den persönlichen und mit den gesellschaftlichen Hintergründen auseinandersetzen. Er fordert zur Identifikation und intensiven Beschäftigung damit auf, auch wenn es sich meist um Erwachsene handelt. Das folgende Beispiel einer einheimischen Lebensgeschichte in Form eines Briefes zeigt, dass in allen Lebensgeschichten ähnliche Aspekte und Themen eine Rolle spielen: Familie, Freunde, Schule, Ausbildung und Arbeit. Sie werden je nach Alter und gesellschaftlicher Situation ähnlich oder unterschiedlich erlebt und verarbeitet.

Lena D., hier geboren

Hallo Maria,

ich bin Lena. Ich wurde 1982 in einer kleinen Stadt bei Hannover geboren, lebte aber mit meinen Eltern und meinen drei Geschwistern auf dem Land. Es war ein sehr kleines Dorf mit nur 75 Einwohnern. Über die Hälfte der Einwohner waren Bauern. Daher bin ich schon als Kind mit vielen Tieren in Berührung gekommen. Ich denke, auch aus diesem Grund bin ich auch heute noch verrückt nach Tieren.

Mit drei Jahren bin ich in den Kindergarten des Nachbarortes gekommen. Dort traf ich mit vier Jahren meinen ersten Freund – „Vincent“. Wir waren wie ein kleines Ehepaar. Einmal schenkte er mir sogar Ohrringe, die aussahen wie Teddys. Vincent zog aber leider nach 1 ½ Jahren weg und wir mussten unsere „Ehe“ beenden.

Mit sechs Jahren kam ich in die Grundschule. Ich bekam zur Einschulung eine riesige Zuckertüte mit vielen, vielen Süßigkeiten und einen Schulranzen mit zugehöriger Sporttasche in Schweinchenrosa von meiner Oma. Das Lernen machte viel Spaß. Ganz besonders viel Spaß machte mir der Musikunterricht. Unser Musiklehrer war ein richtiges Ass im Akkordeonspielen. Aber keiner der Schüler wollte dazu singen.

Während meines Grundschulaufenthalts zog meine Mutter mit meiner einen Schwester und mir in eine Wohnung zwei Dörfer weiter, da sich meine Eltern trennten.

Nach der Grundschule besuchte ich für zwei Jahre die Orientierungsstufe. Dort bekam ich dann die Realschulempfehlung. Also wechselte ich nach den zwei

Jahren auf die Realschule.

Dort hatten wir wieder einen ganz tollen Musiklehrer. Das Markenzeichen dieser Schule war die Musik. Und so gab es jedes Jahr einen Wettbewerb für die Musikfreaks dieser Schule. Die Schüler, die von der Jury die meisten Punkte bekamen, hatten dann die Möglichkeit ein Konzert vor 500 Leuten zu geben. Auch ich war dreimal dabei.

Nach der Realschule ging ich mit meinem normalen Realschulabschluss auf eine Fachoberschule in der Fachrichtung „Sozialwesen“. Dort lernte ich meinen jetzigen Freund kennen. Das erste Jahr auf dieser Schule ging relativ zügig vorbei, da ich drei verschiedene Praktika über das ganze Jahr verteilt absolvieren musste. Das zweite Jahr war das Prüfungsjahr, aber ich hatte die Lust an Schule verloren und schwänzte einen großen Teil der Schulzeit, um lieber mehr Zeit mit meinem Freund zu verbringen. Es ist ein kleines Wunder, dass ich nach diesen zwei Jahren tatsächlich meine Fachhochschulreife erreicht habe. Aber ich freute mich natürlich riesig darüber, da ich eigentlich vorhatte, Sozialpädagogik zu studieren.

Nur leider verpasste ich vor lauter Freude die Anmeldefrist für das Wintersemester. Also bewarb ich mich für das nächste Sommersemester. Da mir an der Fachhochschule mitgeteilt wurde, dass ich mit einer Wartezeit von ca. 2 Jahren zu rechnen habe, bewarb ich mich vorsichtshalber noch um einen Ausbildungsplatz zur Ergotherapeutin.

Das kommende Jahr wollte ich mich mit Nebenjobs über Wasser halten. Dies war mir auf die Dauer zu doof und daher war ich übergücklich, als ich von der Fachhochschule eine Zusage für das jetzige Sommersemester bekam und ich mir somit ein halbes Jahr „Durch-die-Geschäfte-Rennerei“ ersparte. Außerdem hatte ich jetzt wahrhaftig die Chance, meinen Traumberuf zu lernen.

Also zog ich kurzerhand nach Hildesheim und studiere jetzt fleißig in der Fachhochschule.

So, liebe Maria, ich hoffe Du hast jetzt einen kleinen Überblick über mein Leben bekommen.

Bis bald, Lena.

Nachgefragt:

1. Überlege, wo und wann Lena zugewanderten Menschen begegnet sein könnte!
2. Schreibe einen Brief über dein Leben!
3. Erkundige dich bei deinen Eltern und Großeltern, wo und wie sie aufgewachsen sind!
4. Zeichne eine Gedankenlandkarte (mindmap) über Dinge, die dir in deinem Leben besonders wichtig waren (z.B. in der Familie, bei Freunden, in der Schule, Wohnorte usw.)!

Flüchtlinge und Vertriebene

Die deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen sind zahlenmäßig die bedeutendste der vier großen Zuwanderergruppen seit 1945.

Etwa 14 Millionen Menschen flüchteten in der Endphase des Zweiten Weltkrieges in Richtung Westen oder wurden nach Kriegsende vertrieben bzw. deportiert. Für mehrere Tausend hatte der Fluchtweg über die Ostsee eine unfreiwillige Zwischenstation in Dänemark zur Folge. Viele überlebten Flucht und Vertreibung nicht. Nahezu alle erfuhren in ihrer alten Heimat oder auf ihrem Weg Richtung Westen unvorstellbares Leid.

Die von Strapazen gekennzeichneten Flüchtlinge und Vertriebenen trafen in ihren Zuwanderungsorten auf schwierige Bedingungen. Wohnungsnot und Ernährungsprobleme bestimmten die erste Zeit. Die Begegnungen mit den Einheimischen verliefen nicht ohne Spannungen. In Niedersachsen wurde Pastor Heinrich Albertz als Minister für Flüchtlingsangelegenheiten eingesetzt.

1946 lebten ca. 1,5 Millionen Menschen dieser Zuwanderergruppe in Niedersachsen, 1949 waren es ca. 1,8 Millionen. Das entsprach etwa einem Viertel der Gesamtbevölkerung.

Brigitte S., aus Schlesien kommend, heute in Emden wohnend

Ostfriesland – ein wunderbares Zuhause – aber keine Heimat



Brigitte S. hat es geschafft, 1995 wurde die in Breslau geborene Tochter eines schlesischen Bauunternehmers durch die Verleihung des Indignat, der ostfriesischen Ehrenbürgerschaft, eine echte Ostfriesin. *„War natürlich was ganz Besonderes und das bedeutet dann, dass von nun an Brigitte S. als en echte Ostfries antusehn ist. Das war dann der Einstieg der Anerkennung, vollen Anerkennung“.*

Am Ende eines langen Weges hat die politisch engagierte Frau die volle Anerkennung erreicht und fühlt sich trotz eines Lebens, das sich seit 1945 zunächst auf Juist und dann in Emden, in Niedersachsen, abspielt hier nicht in der Heimat. *„... ich habe in Ostfriesland ein wunderbares Zuhause gefunden. Aber Heimat ist Schlesien. Heimat werde ich das nie nennen hier“*, meint Brigitte S. als 74-Jährige 2001 in einem Interview. Sie ist stolz auf ihr Zuhause und ihre Leistungen in Beruf und Politik. Zahlreiche Ehrungen und die Ehrenbürgerschaft zeugen von einer gelungenen Integration im heutigen Niedersachsen.

Trotzdem wird die „neue Heimat“ vom Gefühl her nicht „Heimat“, die mit der Kindheit und glücklicher Jugend und einer bestimmten Landschaft und mit Menschen verbunden ist.

Flucht

Nach der Flucht der 17-jährigen Brigitte S. aus dem umkämpften Schlesien im Januar 1945 geht sie nach dem Vorbild ihrer Eltern, vor allem nach dem Vorbild des Vaters, ihren Weg, der durch Engagement und Zielstrebigkeit in Beruf und Politik gekennzeichnet ist und über dem ein oft ausgesprochener Satz des Vaters steht: *„Irgendwo müssen wir hinein, entweder wir resignieren und sagen: Lass die anderen doch machen oder wir bestimmen mit.“*

Im Rückblick dankt Brigitte S. ihrer Mutter die großartige Tatkraft, die sie während der mühsamen Flucht aus Schlesien für ihre vier Kinder aufbrachte. Ihrem Wagemut allein ist es zu verdanken, dass die Familie im Frühjahr 1945 wieder mit dem auf Juist als Marineoffizier stationierten Vater zusammenleben konnte. Mit vier Kindern, 17, 15, 9 und 7 Jahre alt, entschließt sich die Mutter von Frau S. den Flüchtlingstreck, der im Januar 1945 aus Schlesien sich auf den Weg macht, auf eigene Faust zu verlassen, weil sie sieht, dass dieser Treck sein Ziel wohl nicht erreichen wird. Sie setzt die Flucht mit der Eisenbahn fort und landet nach vielen Umwegen in Bremen und schließlich in Juist. Frau S. steht diese Flucht, den die Sieb-

zehnjährige auch als eine Art Abenteuer empfand, immer noch vor Augen und sie erinnert viele Einzelheiten, die sie später in einem Buch für die Enkel festgehalten hat, damit diese wissen, *„das war die Großmutter, so hat sie es erlebt, und das war ihre Heimat“.*

Neuanfang

Der Neuanfang auf Juist ist ab dem Kriegsende von Hunger geprägt. Die Familie versorgt sich aus einem kleinen Garten, die Kinder sammeln am Strand Brennholz.

Frau S. besucht ab 1946 in Emden das Gymnasium, wo sie 1948 das Abitur macht. Ab 1948 lebt die Familie in Emden, in einer vom Vater ausgebauten Wohnung. 1950 gründet der Vater, der in Schlesien vor dem Krieg ein Betonwerk besaß, ein Bauunternehmen, das sich auf die Herstellung von Baumaterialien konzentrierte und dann Wohnungen für Heimatvertrieben errichtete. Schon früh hatte der Vater gesehen, dass eine Rückkehr nach Schlesien unrealistisch war, auch wenn die Familie diesen Gedanken nicht aufgab.

Nach dem Abitur beginnt Brigitte S. eine Landwirtschaftslehre, um die Zeit bis zum Beginn eines Lehrerstudiums



Väterlicher Baubetrieb in Emden

zu überbrücken. Die Lehre schließt sie mit Erfolg ab, erhält aber keinen Studienplatz. „Ich wollte Lehrerin werden. Und ich hatte das fest vor, weil mir das auch Spaß gemacht hätte. Aber dann hieß es immer: ‚Kriegsteilnehmer werden vorrangig bedient‘ und Frauen schon gar nicht so sehr. Erst mal die Männer alle, die von der Front kamen“.

Eintritt in den Beruf

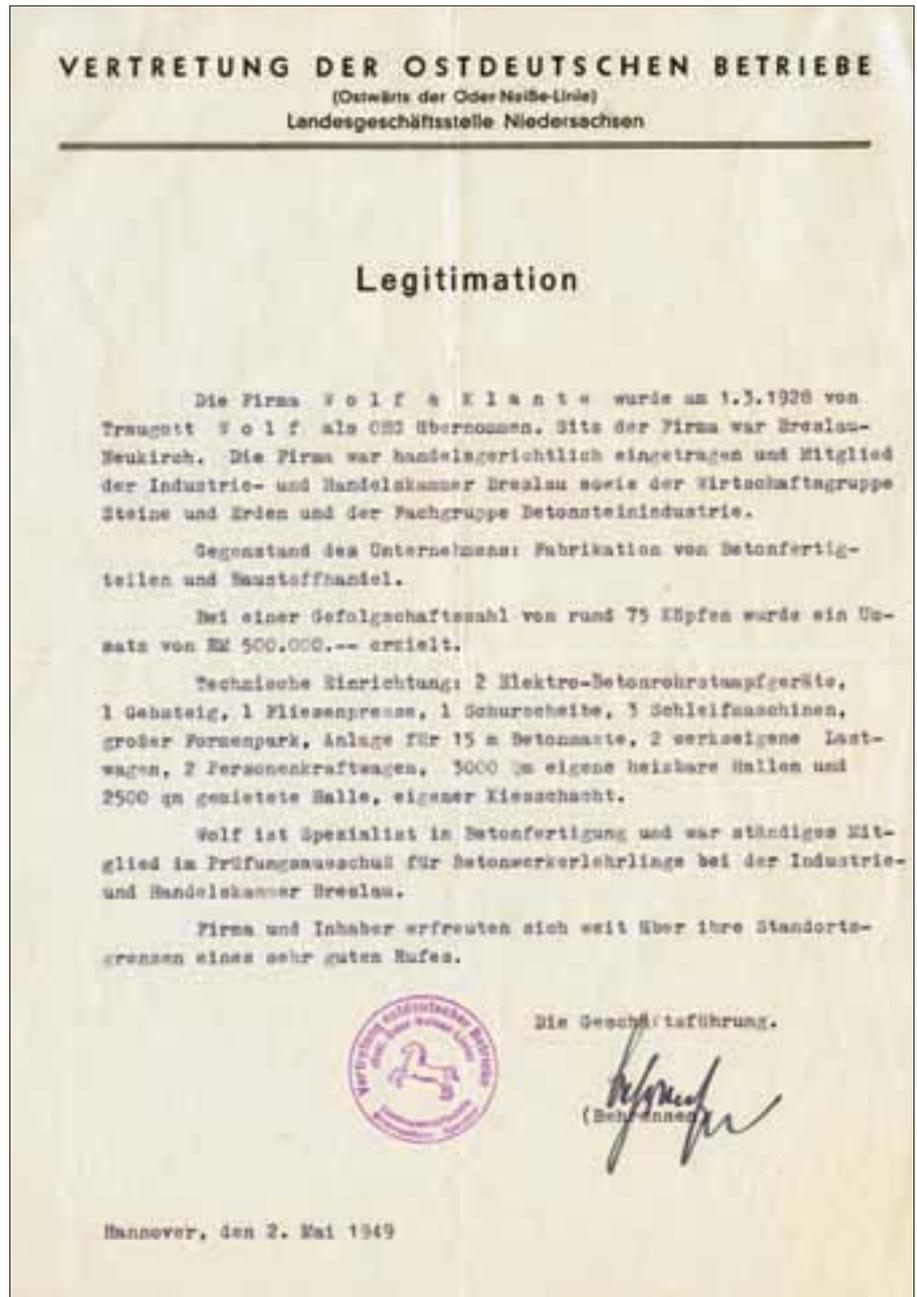
Auf Drängen des Vaters tritt sie in das väterliche Bauunternehmen ein und arbeitet im Büro mit. In dieser Zeit lernt sie ihren späteren Mann kennen, der ein Radio- und Fernsehgeschäft führt. Die Hochzeit mit dem aus Emden stammenden Mann ist ein wichtiger Schritt der Integration, „wenn Du ein Emdener heiratest, war natürlich die Anerkennung auch wieder ganz anders. Ich was keen Düttschen mehr, wir sind ja auch Deutsche gewesen, Ostfriesen sind auch Deutsche, aber, ick was keen Düttschen mehr, ick was eben ein vom Emdenern“.

Trotzdem feiert die Familie die Hochzeit auf Wunsch des Vaters „genau so wie in Schlesien“, so verbinden sich die beiden Welten. Auch die Geschwister integrieren sich über ihre Hochzeiten in die neue Heimat.

Engagierte Politikerin

Frau S., engagiert sich nach dem Vorbild des Vaters in der Politik, wird aktiv in Schulelternräten, in der Volkshochschule, kandidiert für den Stadtrat auf der Liste der CDU. Sie ist 45 Jahre als sie 1972 in den Stadtrat von Emden einzieht, 1978 wird sie als CDU-Abgeordnete in den Landtag gewählt. Im Stadtrat ist die Mutter von vier Kindern 20 Jahre aktiv, im Landtag wirkt sie 16 Jahre. Ihr Engagement in der Politik hat sie nie bereut. „16 Jahre habe ich wirklich arbeiten können, auch Menschen kennengelernt, denen ich sonst nie im Leben begegnet wäre“.

Sie erreicht es unter anderem, dass in Emden eine Fachhochschule gebaut wird, gegen den Willen des damaligen Ministerpräsidenten Dr. Albrecht (CDU).



Legitimationsurkunde für väterlichen Betrieb

„In Ostfriesland, Frau S., hat er immer gesagt, was soll das? Hundert Millionen in den Polder schmeißen? Habe ich gesagt, es muss. Sie werden sehen.“

Bezug zur Heimat

Den Bezug zur alten Heimat hält Frau S. aufrecht. 1975 fährt sie zum ersten mal nach Schlesien, später auch mit der Landtagsfraktion und der Familie. Aus diesen Begegnungen erwächst eine neue Beziehung, es werden Kontakte gestiftet und eine Freundschaft zu den nun in Schlesien lebenden

Polen entsteht.

Heimat und Familie sind die zentralen Bezugspunkte für Frau S., die in Niedersachsen angekommen ist und ihre Wurzeln nicht verleugnet.

Josef S., aus dem Sudetenland stammend, heute in Oldenburg lebend

Erfüllte Wünsche



Jugendbild

Josef S. ist 2001 im Rückblick mit seinem Leben zufrieden. *„Die Wünsche sind bestimmt in Erfüllung gegangen. Was will ich auch mehr? Ich habe ein eigenes Haus, ich hab drei Kinder, denen geht es allen gut, die arbeiten alle. Also, ich bin total zufrieden.“*

Ankunft in Ostfriesland

Der 1925 in Trautenau im Sudetenland geborene Josef S. musste mit 18 Jahren in den Krieg, wo er bald in Gefangenschaft geriet. Vom Verbleib seiner Familie war ihm nichts bekannt. Nach vierjähriger amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Frankreich lies er sich 1947 nach Ostfriesland entlassen, weil ihm ein Mitgefangener den Rat gab, mit ihm nach Ostfriesland zu gehen. *„Geh mal mit mir nach Ostfriesland, da sind viele Molkereien, da würdest Du bestimmt Arbeit bekommen.“*

Der Anfang ist schwer

Josef S. hatte das „Molkereifach“ gelernt und verfügte über Kenntnisse in der Käseherstellung. Von daher war ihm der Rat einsichtig nach Ostfriesland zu gehen, eine Rückkehr in die Heimat schien nicht möglich. Die erste

Zeit verbrachte er nach der Ankunft in Ostfriesland in einem Barackenlager in Bensorsiel und hielt sich mit dem Graben und Verkaufen von Miesmuscheln am Leben. Nach einiger Zeit fand Josef S. in einer Molkerei in Blomberg Arbeit und wurde von dem Molkereiverwalter *„wie ein eigenes Kind“* aufgenommen. Mit seinen Fachkenntnissen in der Käseherstellung war er für den Verwalter ein wichtiger Mitarbeiter *„zu seinem und meinem Vorteil, wir beide haben davon gelebt“*.

Beim abendlichen Bier mit dem Verwalter lernte er die Gastwirtstochter kennen, die später seine Frau wurde. Seine Frau erinnert sich: *„Da bei uns auf dem Dorf, wissen Sie wie das dann so ist, wenn ein Flüchtling kommt, dann gab es viel Ärger, das konnten die nicht verstehen, dass ich meinen Mann kennengelernt hab“*.

Josef S. wurde aber bald auch von den Einheimischen akzeptiert, denn die künftigen Schwiegereltern hörten vom Molkereiverwalter nur Gutes über ihn. Die jungen Männer im Dorf lernten ihn schnell zu respektieren, weil das Paar zusammenhielt und weil Josef S. sich in das Vereinsleben integrierte. Vor allem über das Fußballspielen im Verein wuchsen der Kontakt und die Integration. *„Ich hab Fußball gespielt im Verein wie jeder andere und hab mich angepasst.“*

Existenzgründung

Mit der Familie seiner späteren Frau zog Josef S. von Blomberg nach Oldenburg, dort heiratete er und gründete 1951 ein Milchgeschäft in der Straße, in der sie heute noch wohnen. Nach der Geburt des zweiten Kindes gaben die S. das Milchgeschäft auf, Josef S. wurde dann für 15 Jahre Vertreter einer Waschmittelfirma. Insgesamt wechselte er seinen Beruf häufig, er erinnert sich an zehn verschiedene Berufe.

Seine „Heimat“ ist trotz der gelungen und aktiven Integration in Niedersachsen sein Geburtsort Trautenau. Durch Fahrten zu Klassentreffen hielt Josef S. den Kontakt zur Heimat aufrecht,



Josef S. vor der Molkerei in Blomberg, Ostfriesland

ebenso durch den Besuch seines jetzt von einem Arzt bewohnten Elternhauses. Seinen Kindern erzählte er von der alten Heimat und besuchte auch mit ihnen Trautenau.

Begegnung mit den Eltern

Seine Eltern, die von den Tschechen 1947/48 ausgewiesen wurden, besuchte er auf abenteuerliche Weise im Flüchtlingslager Kühlungsborn in der SBZ, wo er seine Mutter kurz vor ihrem Tod noch einmal sehen konnte.

Kontakt mit der Heimat

Gegenüber den Tschechen hat Josef S. keine von Hass geprägten Gefühle, sein bester Freund ist ein Tscheche. Seine politische Ansichten über die Politik der Tschechen im Sudetenland sind an der Erfahrung eines damals 18-Jährigen, der einer Minderheit angehört, orientiert.

Insgesamt sagt Josef S., dass er zufrieden sei und dass seine Wünsche in Erfüllung gegangen sind. *„Wir haben schon allerhand erlebt“*, sagt er und seine Frau ergänzt: *„Aber wir sind ganz zufrieden. Uns geht's gut“*.

Flüchtlinge und Vertriebene

Ab der Jahreswende 1944/45 waren viele Deutsche auf der Flucht vor den sowjetischen Truppen, die relativ schnell über Polen in die deutschen Ostgebiete eindringen. Die Flüchtlinge, die viel zu spät die Heimat verließen und oft durch die Nationalsozialisten systematisch an der Flucht gehindert wurden, ließen in aller Regel ihr gesamtes Eigentum zurück und verloren noch oft das Wenige, was sie mit auf die Flucht genommen hatten.

Eine nur schwer zu schätzende Zahl, vor allem Kinder und alte Leute, überlebten die Strapazen der Flucht nicht. Wieder andere starben in den Wirren der letzten Kriegstage, beim Untergang von Schiffen, die Flüchtlinge aus Ostpreußen evakuierten, oder an der Folge des harten Winters 1944/1945. Nach Kriegsende wurden auf der Grundlage des Potsdamer Abkommens (August 1945) Millionen Deutsche systematisch aus Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei und den deutschen Ostgebieten vertrieben.

Bereits Ende 1945 waren 2,5 Millionen Flüchtlinge in den Westzonen gezählt worden, am Ende des Jahres 1948 wurden in allen vier Besatzungszonen insgesamt 12 Millionen Vertriebene registriert. Nach ihrer Ankunft in den Westzonen wurden die völlig mittellosen Menschen zunächst in Durchgangslagern aufgenommen und dann jeweils in bestimmte Gebiete der Länder weitergeleitet, wobei versucht wurde, landsmannschaftliche Beziehungen aufrechtzuerhalten.

Materialien

M 1 Noch mehr Flüchtlinge

- Wohin damit? Weitere 700 Flüchtlinge für Landkreis Göttingen

Völlig überraschend lief im Lager Friedland für den Landkreis Göttingen ein neuer Flüchtlingstransport von 700 Menschen aus dem „Schwarzgängerlager“ Uelzen ein. Vor knapp zwei Wochen ist erst der letzte große Transport auf den Landkreis verteilt worden. Die Unterbringung dieser Flüchtlinge machte schon erhebliche Schwierigkeiten. „Ich fragte mich nur immer wieder: Wohin damit?“, sagte uns der Leiter des Kreiswohnungsamtes, der mit seinen Beamten draußen in Friedland in fiebriger Eile Quartiere für die frierenden Menschen sucht, deren Unterbringung allerdings zum großen Teil nur notdürftig erfolgen kann. Den Bewohnern des Landkreises ist bezüglich der Beschlagnahme von Wohnraum schon manches zugemutet worden. Aber damit hat es auch jetzt ein Ende, denn eine noch engere Zusammenlegung erscheint untragbar. Es wird immer wieder auf bestimmte Viertel der Stadt Göttingen verwiesen, die bisher so unverständlich behutsam angefasst wurden.

- Dringende Bitte

Fortlaufend kommen im Lager Friedland bei Göttingen ehemalige deutsche Kriegsgefangene und Flüchtlinge an, die so zerrissene und verdreckte Kleidungsstücke auf dem Leibe haben, dass man diese Menschen unmöglich so weiter schicken kann. Die Lagerleitung beabsichtigt daher die Einrichtung eigener Ausbesserungswerkstätten, damit die größte Not gelindert werden kann. Sie bittet daher alle Bewohner der Stadt und des Kreises Göttingen, ihr alte Kleidungsstücke in möglichst großer Zahl zur Verfügung zu stellen.

Quelle: Hannoversche Presse, 18. 2. 1947, S. 3, zitiert nach: Thomas Berger, Karl-Heinz Müller: Lebenssituationen 1945-1948, hrsg. v. d. Nieders. Landeszentrale für Politische Bildung, Hannover 1983, S.135/6.

M 2 „Wir haben Euch nicht gerufen!“

Das Leben der Flüchtlinge schreibt eine Adventsgeschichte

kp WEETZEN. – „Warum seid Ihr gekommen? Wir haben Euch nicht gerufen!“ Mit diesen hartherzigen Worten empfing sie ein Beauftragter der Gemeinde Weetzen. Und genau so wie der Empfang war dann auch

die Unterbringung der Flüchtlinge. Ein dunkler Raum in einer Gastwirtschaft, dessen Größe wir auf 24 Quadratmeter schätzen, beherbergt nicht weniger als 25 Personen, Frauen, Männer und Kinder. Die Luft ist stickig. Es gibt weder Außenfenster noch eine andere Lüftungsmöglichkeit. Die Wände sind triefnass. Das auf den Fußboden geschüttete Stroh ist feucht, es liegt schon vier Wochen da, neues kann angeblich nicht beschafft werden. Auch die Decken und Kleidungsstücke sind feucht. An diesen Schlafraum schließt sich ein zweiter, größerer, in dem weitere 18 Personen wohnen, an, außerdem ist es der Aufenthalts- und Kochraum. An dem großen Herd kochen bei unserem Eintritt acht Parteien, Wäsche hängt zum Trocknen auf einer Leine. Kinder spielen. In einer Ecke liegt eine Frau mit einem kleinen Mädchen auf Stroh. Seit ihrer Ankunft vor vier Wochen ist sie noch nicht aufgestanden, vielleicht ist sie zu schwach dazu, vielleicht ist ihr aber auch alles gleichgültig geworden. Die anderen versorgen sie notdürftig mit Essen und Trinken.

In den beiden Räumen gibt es keine Glühbirnen. Eine geliehene wurde für eine Rübensaftküche zurückgefordert und nicht wiedergebracht. Holz für den Herd ist nur spärlich vorhanden. Um sich zu waschen, müssen diese 42 Menschen zwischen zwei und 64 Jahren in der Zeit von 7 bis 8.30 Uhr früh



Flüchtlings- und Vertriebenenausweise



in die einen halben Kilometer entfernte Zuckerfabrik gehen, wo es Waschräume gibt.

Eines der Flüchtlingsschicksale möge für alle sprechen. Es handelt sich um eine Frau in mittleren Jahren. Sie wurde von den deutschen Truppen beim Rückzug aus der Ukraine mit nach Polen genommen, in Litzmannstadt 1945 verhaftet, von ihren beiden kleinen Töchtern getrennt, sechs Monate ins Gefängnis gesteckt und dann neun Monate in ein Arbeitslager. Nach einem Jahr Sklavenarbeit bei polnischen Bauern floh sie, brachte monatelang in Lagern zu, bis sie nach Weetzen in diese Flüchtlingsunterkunft eingewiesen wurde. Wie wohlbehütet ist dagegen das Leben der meisten Einheimischen verlaufen!

Als uns einige der Flüchtlinge bis auf die Straße begleiteten, trug man gerade zwei große Plattenkuchen vorbei. Die Flüchtlinge haben sich abgewandt. In wenigen Tagen ist Weihnachten ...

Quelle: Hannoversche Presse, 16. 12. 47, S. 2, zitiert nach: Thomas Berger, Karl-Heinz Müller: Lebenssituationen 1945–1948, hrsg. v. d. Nieders. Landeszentrale für Politische Bildung, Hannover 1983, S.137/8.

M 3 Bericht einer „Einheimischen“

„Nachdem die Einquartierungen vorüber waren, wurde es erst recht eng im Haus. Es kamen Flüchtlinge u. a. aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien, dem Baltikum. Da hieß es: zusammenrücken. In unseren 5 Räumen plus Mansarde und Küche lebten 5 Parteien. Ein Bad mit WC gab es nicht. In das Wohnzimmer wurde eine Frau mit 2 Jungen (ca. 8 und 10 Jahre) eingewiesen. Später kam der Mann aus der Gefangenschaft hinzu.

Im Elternschlafzimmer wohnten eine Frau mit ihrem Vater und Sohn, der Mann war noch in der Kriegsgefangenschaft.

Im Esszimmer waren Mutter und Sohn aus Hannover, deren Heim den Bomben zum Opfer fiel.

Im Fremdenzimmer schließlich die auch ausgebombten Verwandten (Großmutter/Mutter/Tochter) aus Hannover.

Und für alle hat Mutter ihren Wäsche-, Kleider- und Geschirrschrank geöffnet. Nur der Speiseschrank blieb zu.

Die Küche musste nun für alle zur Verfügung stehen. Das war nicht ganz einfach. Aber da es sowieso nicht viel zu kochen gab, arrangierte man sich. Man kann sich das eigentlich gar nicht mehr so richtig vorstellen, wie schwierig es vor allem für die Frauen/Mütter war.“

Christiane S.

M 4 „Junge komm’ rauf die Füße waschen, ich brauch’ die Schüssel für den Salat“

Der Alltag in der Städtischen Siedlung Kreyenbrück, Oldenburg

... Eines hatten die in der Städtischen Siedlung Kreyenbrück untergebrachten Vertriebenen mit allen anderen Oldenburger Neubürgern sicherlich gemeinsam: Ihr gesamter materieller Besitz war durch Flucht und Vertreibung verloren gegangen, die wenigen Besitztümer, die ihnen noch geblieben waren, wurden zum Überleben dringend benötigt. In dieser Hinsicht hatte die einheimische Bevölkerung einen großen Vorteil, konnte diese doch Möbel, Hausrat und Kleidung zum Tausch gegen Lebensmittel anbieten. Trotzdem sie mit leeren Händen losfuhren, organisierten die Vertriebenen der Städtischen Siedlung Hamsterfahrten. Zumeist waren es mehrere Frauen, die sich frühmorgens vom Osterburger Bahnhof aus auf den Weg nach Südoldenburg machten.

Dort angekommen, waren sie vollkommen auf das Mitleid der Landbevölkerung angewiesen, oftmals lag die Ausbeute eines Tages nur bei ein paar Kartoffeln. Waren die Vertriebenen in der Städtischen Siedlung Kreyenbrück weitgehend unter sich, so kam es bei Hamsterfahrten unweigerlich zu Kontakten zur Stadtoldenburger Bevölkerung. Diese war zwar ebenso wie die Vertriebenen von der Nahrungsmittelknappheit betroffen, konnte jedoch bei Fahrten auf das Land etwas zum Tauschen anbieten und war bei der Landbevölkerung gerne gesehen. Laut Aussage von Frau Engelmann profitierten die Bauern derart stark von diesen Tauschgeschäften, dass es Teppiche in Kuhställen zu sehen gab. Und ein in dieser Zeit entstandenes Lied lautet dann auch:

Lieber Herrgott, laß uns bald nach Haus, denn in Oldenburg halten wir's nicht länger aus. Wo die Bauern sturer als die Panzer sind, da ist keine Heimat für ein Schlesierkind.

Während der Alltag der Frauen hauptsächlich aus dem Organisieren von nur spärlich vorhandenen Nah-

rungsmitteln bestand, womit oft auch das stundenlange Anstellen vor Lebensmittelgeschäften verbunden war, kümmerten sich die Männer z.B. um die Beschaffung von Heizmaterial. Auch hier mussten Fahrten in die Umgebung Oldenburgs unternommen werden, da es in der Stadt kaum Möglichkeiten gab, Heiz- und Brennstoffe zu bekommen, und die den Menschen auf Brennstoffkarten zustehenden Rationen waren schnell verbraucht. Wie auch die einheimische Bevölkerung, verabredeten sich die Vertriebenen der Städtischen Sied-

lung zum Torfstechen. Aufgrund der nur unregelmäßig fahrenden öffentlichen Verkehrsmittel mussten die vor allem im Ammerland und in Ostfriesland liegenden Torfgebiete oftmals zu Fuß aufgesucht werden. ... Doch auch innerhalb des Kasernengeländes und der näheren Umgebung wurden die Möglichkeiten zur Verbesserung der Versorgung mit Nahrungsmitteln genutzt. So wurden die Freiflächen hinter den Kasernen zunächst von Schutt und Unrat gesäubert und dann vom Verwalter den Bewohnern parzellenweise zur Verfügung gestellt.



Nissenhütte in der Kurze-Kamp-Kolonie, Hannover

Deutschland Britische Besatzungszone Niedersachsen		125 1. 4. bis 30. 4. 1949			124 1. 3. bis 31. 3. 1949		
Nr. 79798		Gültig für			Gültig für		
		Erwachs.	Jugendl.	Kinder	Erwachs.	Jugendl.	Kinder
124-125 Gültig vom 1. 3. 1949 bis 30. 4. 1949 Haushaltsausweis für entrahmte Frischmilch (nur für Personen über 6 Jahre) Name _____ Wohnort _____ Straße _____ Nr. _____ Ein Anspruch auf eine jeweils gleichbleibende Zuteilungsmenge besteht nicht. Der Milchverleiher hat die ihm zur Verfügung stehenden Mengen nach den festgesetzten Rationsätzen bzw. dem jeweiligen Aufruf des Landesernährungsamtes an die Kunden abzugeben. Nicht übertragbar. Ohne Namens eingetragen ungültig. 18 Sorgfältig aufbewahren!		Verteilerstempel			Verteilerstempel		
		April 21/22	April 11/12	April 1/2	März 21/22	März 11/12	März 1/2
		125	125	125	124	124	124
		April 23/24	April 13/14	April 3/4	März 23/24	März 13/14	März 3/4
		125	125	125	124	124	124
		April 25/26	April 15/16	April 5/6	März 25/26	März 15/16	März 5/6
		125	125	125	124	124	124
		April 27/28	April 17/18	April 7/8	März 27/28	März 17/18	März 7/8
		125	125	125	124	124	124
		April 29/30	April 19/20	April 9/10	März 29/30	März 19/20	März 9/10
125	125	125	124	124	124		
	X	X	X	März 31	X	X	
ab gültig für			ab gültig für				
Erwachs. Jugendl. Kinder			Erwachs. Jugendl. Kinder				
Dienstsiegel des Ernährungsamtes			Dienstsiegel des Ernährungsamtes				

Lebensmittelkarte

Um den kargen Boden ertragreicher zu machen, wurden von einem auf dem Kasernengelände befindlichen Schrottplatz alte Kanister und Tankbehälter geholt und in Nähe der Kleingärten in den Boden gegraben. In diese wurden dann die Nachttöpfe entleert, so dass ausreichend Material zur Düngung des Bodens vorhanden war. Auch außerhalb der Städtischen Siedlung bekamen deren Bewohner Land zum Anlegen von Kleingärten zugewiesen, so z.B. am Dwaschweg. Neben dem Anbau von Gemüse trug auch die Kleintierhaltung zur Verbesserung der Ernährungslage bei. Befanden sich Kaninchen- und Hühnerställe zunächst in den Kellerräumen oder auch in den Wohnungen, so kam es nach der Auflösung des Schrottplatzes durch die britische Militärregierung im Mai 1947 an dieser Stelle zur Unterbringung der Kleintiere. Dass auch die einheimische Bevölkerung einen Beitrag zur Erhöhung der Lebensmittelrationen leisten sollte, wurde in einem Leserbrief angeregt: Statt Blumengärten forderte die Verfasserin die Nutzung als Gemüsegärten, da ein bisheriger Blumengarten (...) mancher Flüchtlingsfamilie die Sorge um die Ernährung erleichtern dürfte. Reichten die bisher beschriebenen Aktivitäten nicht aus, um das Überle-

ben zu sichern, wurde z.B. zusätzlich Blut gespendet, für das es als Gegenleistung Lebensmittelkarten gab. Die Engelmans sorgten auf diese Weise für eine bessere Ernährung ihres tuberkulosekranken Sohnes. Zu den notwendigen Gegenständen des Alltags gehörten jedoch nicht nur Nahrungsmittel und Heizmaterial, ebenso wichtig war die Versorgung der Vertriebenen mit Möbeln, Hausrat und Kleidungsstücken. In Bezug auf Möbel stand in den Kasernengebäuden nichts in ausreichender Zahl zur Verfügung, da fast alle mobilen Gegenstände bei Kriegsende zerstört oder geplündert worden waren. So musste zumindest in der ersten Zeit auf Provisorien zurückgegriffen werden. Aus leeren Keksboxen wurden Sitzgelegenheiten, und Strohsäcke zum Selberstopfen dienten als Matratzen.

Quelle: Sabine Brendel: Lagerleben in Oldenburg: Die städtische Siedlung Kreyenbrück 1945–1958/59, in: Lioba Meyer (Hg.): Zuhause war anderswo, Flüchtlinge und Vertriebene in Oldenburg, Verlag Isensee Oldenburg 1997, S. 132–134.

M 5 Extreme Ungleichheit in Oldenburg

.... Die Einquartierung in bestehende Wohnungen aller Art hatte zwar grundsätzlich den Vorteil einer exi-



Blick in eine Notunterkunft

stenten und, da die Wohnungen in aller Regel nicht leerstanden, funktionierenden Infrastruktur hinsichtlich des Heizens, Kochens und Waschens sowie der Beleuchtung. Die Art der Nutzung dieser Infrastruktur konnte jedoch über Jahre hinweg außerordentlich unterschiedlich und von zum Teil extremen Ungleichheiten geprägt sein.

Alle als frei bzw. bewohnbar aquirierten Wohnräumlichkeiten, bei denen es sich in extremeren Fällen nicht nur um Mansarden und Aufkammern, sondern auch um Scheunen und Garagen, Bunker und Baracken, ja

sogar Kegelbahnen und alte Hühnerställe handeln konnte, wurden im Rahmen der sogenannten „Zwangsbewirtschaftung“ von Wohnraum vom Wohnungsamt nachgewiesen. Wer sich auf die Suche machte, brauchte die erste vom Wohnungsamt angebotene „Wohnung“ nicht zu nehmen, konnte also – in sehr beschränktem Umfang – eine Auswahl vornehmen bzw. besaß wenigstens einmal das Recht, allerschlimmste „Bruchbuden“ als zugewiesene Wohnquartiere abzulehnen. Dennoch galt für die meisten: Man musste nehmen, was man bekam.

So wurde eine Frau mit drei Kindern bei einer Familie in der Schüttingstraße einquartiert. Es war zwar das Schlafzimmer der Familie beschlagnahmt worden, sie bekam aber das winzige – Durchgangszimmer zum Balkon. Die beiden Jungen schliefen auf einem Strohsack, die Frau mit ihrer Tochter in einem Bett. Es gab einen Tisch und zwei Stühle, mehr Platz für Möbel war nicht da. Die Fürsorgeschwester, die einmal im Monat kam, kontrollierte die Zimmer und sorgte dafür, dass die Familie das beschlagnahmte Zimmer bekam. Dieses war sehr dunkel und enthielt einen großen Schrank, Vertiko, Tisch, vier Stühle, ein Regal als ursprüngliche Einrichtung, dann Betten für vier Personen, Die Strohsäcke kamen tagsüber unter die Betten. Ein Kind spielte immer, da kein Platz im Zimmer war, unter dem Bett. Die Waschküche des Hauses war vollgestapelt mit Holz und durfte nicht benutzt werden. Die Frau musste in der Stube Wäsche waschen und aufhängen. Die Fürsorgeschwester veranlasste später die Vermieterin, das Waschen in der Waschküche zu erlauben. Es durfte aber nach wie vor der Kessel nicht benutzt werden.

Quelle: Kurt Dröge: Von der Notunterkunft zum Eigenheim, Zur Wohnform als Faktor der kulturellen Integration, in: Lioba Meyer (Hg.): Zuhause war anderswo, Flüchtlinge und Vertriebene in Oldenburg, Verlag Isensee Oldenburg 1997, S. 87–88.

NSDAP.
Stabschef
Kauptamt f. Wohnbewirtschaftung
Quartiersamt

(Nur Frau hier wohnt)

Quartierschein

Name: Verner gub. Reichel Wohnort: Gertrud
 (Mit Recht des Wohnortes)

Arbeitsort: Stehlen Str. Adolf-Hitler-Str. 36a am 13.1.77
 in: Laßbucht Behörde: gertrud St
 bei: _____

Bezeichnet mit: Steuern Datum: _____ Alter: _____
 (Nur anfragen) Steuern Steuern

Zugewiesen nach: Steinbude am Meer
 Gemeinde: Steinbude am Meer

Übergebende Übertragung / Steuer-Gesetz
 Überkauft bei:
 Name: Hagemann Datum: Wilhelm Straße: Großenheidmeyer 501
Steinbude am Meer am 3.1.1958

Stabschef: _____

Quartierschein



Flüchtlinge in Ohrbeck

M 6 Weihnachtsfeiern 1947

*Frohe Stunden im Lager Friedland.
Bescherung für 200 Flüchtlingskinder*

hp FRIEDLAND. Pfefferkuchen, Kakao, Schokolade, Bonbons, Spielzeug und natürlich viele strahlende Kinderaugen gab es bei einer wohl gelungenen Weihnachtsfeier für etwa 200 Kinder des Flüchtlingslagers Friedland, zu der Vertreter der Heilsarmee, des Roten Kreuzes und der englischen Lagerleitung erschienen waren.

Das im Lager gebastelte Spielzeug war ganz nach dem Geschmack der Kleinen, und das von Lagerkindern mustergültig aufgeführte Krippenspiel, das von einem Angehörigen der Lagerleitung geschrieben und einstudiert worden war, fand großen Beifall. Selbstverständlich kam auch der Weihnachtsmann. Obwohl einige der Gäste ihm ein wenig abwartend gegenüberstanden, und obwohl bei ein paar ganz Kleinen ob seines grimigen Aussehens sogar einige Tränen flossen, klärte sich die Lage bald, als die mitgebrachten Äpfel und Honigkuchen zum Vorschein kamen. Es war ein froher Nachmittag in einer quicklebendigen Runde, und mancher der miteingeladenen Erwachsenen vergaß für einige Stunden die Not unserer Tage.

Schon 70000 Mark gespendet

hp GÖTTINGEN. In Anwesenheit von Vertretern der Behörden, der Hilfsor-

ganisationen und der Besatzungsmacht fand im Göttinger Stadtpark eine Weihnachtsfeier für etwa 180 Ostheimkehrer statt. Frau M. Fuchs, Staatskommissarin für das Flüchtlingswesen, hieß die Heimkehrer im Namen des niedersächsischen Ministerpräsidenten willkommen. „Sie stehen“, so sagte Frau Fuchs, „einer völlig veränderten Heimat gegenüber. Aber es sind noch immer Menschen da, die trotz der großen eigenen Not Ihnen helfen wollen.“

Die vielen Spenden der Bevölkerung beweisen, welchen warmen Widerhall der Aufruf zur Hilfe für die hartbetref-

fenen Heimkehrer gefunden hat. Trotz der Kürze der Zeit – erst vor 14 Tagen wurde die Bevölkerung um Mithilfe gebeten – wurden bisher etwa 70 000 Mark gespendet. Von den Sachspenden seien 26 Zentner Mehl, 13 Zentner Sirup, 2 Zentner Nahrungsmittel, 782 Eier und viele andere Geschenke genannt. Darüber hinaus ergingen viele Einladungen für Heimkehrer zu privaten Weihnachtsfeiern.

Quelle: Hannoversche Presse, 23. 12. 47, S. 4, zitiert nach: Thomas Berger, Karl-Heinz Müller: Lebenssituationen 1945-1948, hrsg. v. d. Nieders. Landeszentrale für Politische Bildung, Hannover 1983, S.138.

M 7 Gerechtigkeit für die Flüchtlinge

Minister für Flüchtlingsangelegenheiten Albertz, SPD:

... Eine Landesregierung im deutschen Westen und ein Landesminister für Flüchtlingsangelegenheiten haben im Augenblick nur eine konkrete, allerdings eine sehr bittere und sehr nüchterne Aufgabe: den Millionen Vertriebenen im westdeutschen Raum zu ihren primitivsten Lebensrechten zu verhelfen! Die Forderung auf Rückgabe der deutschen Ostgebiete kostet



Der Flüchtlingsberater

mich oder irgendeinen verantwortlichen Politiker im deutschen Raum im Augenblick gar nichts. Es kostet mich aber etwas, in Hannover, in Lüneburg, in Stade, in Braunschweig oder sonst wo dafür einzutreten, dass endlich alle Deutschen in unserem Lande vor dem Gesetz gleich sind (Sehr richtig! bei der SPD) und dass diese durch den Gesetzgeber festgestellte Gleichberechtigung aus einer papiernen Fiktion zu einer Wirklichkeit des täglichen Lebens wird. Was ich in dieser Richtung, meine sehr verehrten Damen und Herren, seit der Übernahme meines Amtes in unserem Lande festgestellt habe, ist ebenso erschreckend wie erschütternd. Man hält zwar Flüchtlingsversammlungen ab mit großen Transparenten „Gebt uns unsere Heimat wieder!“, aber unter diesen Plakaten verrecken die Menschen. Man wühlt in immer deutlicherer Form nationalistische Leidenschaften auf, aber das soziale Gewissen schweigt oder ist schon längst gestorben.

Darum haben meine Freunde und ich eine sehr deutliche und nüchterne Meinung vom Flüchtlingsproblem im westdeutschen Raum. Wir wollen mit allen nur denkbaren Mitteln die Vertriebenen an die echte soziale und politische Verantwortung heranzuführen. Der Vertriebene soll seine Heimat niemals vergessen, aber sein Verstand hat hier wach zu sein, und seine tägliche harte und schwere Arbeit hat sich ausschließlich auf den Kampf um seine Existenz im westdeutschen Raum und um die Wiederherstellung der zerstörten sozialen Gerechtigkeit zu richten.

Der Entwurf des Gesetzes über die Bildung eines Parlamentarischen Rates, der uns das Grundgesetz einer neuen deutschen Ordnung schenken soll, ist der gegebene Anlass, das mit allem Ernst, aber auch mit aller Schärfe auszusprechen. Obwohl niemand von uns jemals den berechtigten Anspruch auf die Grenzen Deutschlands nach dem Stande von 1937 aufgeben wird, haben wir hier zu leben und zu arbeiten und auch politisch zu handeln, als ob kein einziger der Ostvertriebenen seine Heimat in absehbarer Zeit wieder sehen würde. Gebe Gott, dass dieses Als-Ob eine Illusion bleibt.

Solange wir aber der nüchternen Wirklichkeit der augenblicklichen politischen Lage gegenüberstehen, werden wir jedenfalls mit allen Mitteln zu verhindern wissen, dass uns ausgechnet der entwurzelte ostdeutsche Mensch für einen neuen Nationalismus reif geschossen wird, und zwar lediglich, um die eigene soziale Bequemlichkeit zu schützen. Denn gerade der Vertriebene soll wesentlicher Träger der neuen Ordnung sein, die eine Ordnung der deutschen Armut ist und die die Erfahrungen der Besitzlosigkeit der Ostvertriebenen in sich schließen muss – oder wir gehen alle miteinander zu Grunde.

Quelle: Niedersächsischer Landtag, 1. WP., 42. Sitzung, 4. August 1948, Sp. 2210.

M 8 Integration dauert

... Bildete die Städtische Siedlung für ihre Bewohner zwar eine „Schutzzone“, in der nach den Erlebnissen von Flucht und Vertreibung die Möglichkeit zur Regeneration bestand, so war die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen mit der Auflösung der Städtischen Siedlung noch längst nicht vollzogen. Als stellvertretendes Beispiel hierfür soll das weitere Schicksal der Familie Engelmann gelten. Obwohl in zahlreichen, auch einheimischen Vereinen engagiert, kam

für Frau Engelmann erst 1969 der Zeitpunkt, von dem sie rückblickend sagt, dass sie sich nun dazugehörig fühlte. Nachdem sie bereits acht Jahre in ihrem Haus wohnten, fragten die Nachbarn anlässlich der Silberhochzeit der Engelmanns um die Ausrichtung - von da an schien das Eis gebrochen zu sein, und die Engelmanns wurden auch selber zu Festen eingeladen. Das Beispiel der Engelmanns verdeutlicht noch einmal, dass die Integration der Vertriebenen keinesfalls schon mit der Ausübung eines Berufs oder mit der Wiedererlangung des früheren sozialen Status abgeschlossen war, vielmehr waren es oft ganz andere Anlässe, zu denen auch die einheimische Bevölkerung ihren Beitrag leisten musste.

Quelle: Sabine Brendel: Lagerleben in Oldenburg: Die städtische Siedlung Kreyenbrück 1945–1958/59, in: Lioba Meyer (Hg.): Zuhause war anderswo, Flüchtlinge und Vertriebene in Oldenburg, Verlag Isensee Oldenburg 1997, S. 149.

M 9 Portrait eines Dorfes

Neugnadenfeld ist einer von drei Ortsteilen in der Gemeinde Ringe. Die Gemeinde ist Mitglied der Samtgemeinde Emlichheim. Ringe grenzt im Norden an die Niederlande, im Osten an den Landkreis Emsland, im Süden an die Gemeinde Hoogstede und im



Neugnadenfeld Winter 1946/47

Westen an die Gemeinde Emlichheim. Insgesamt leben in dieser Gemeinde rund 2000 Menschen, je 650 in den Ortsteilen Klein- und Großbringe und gut 700 in Neugnadenfeld.

- Entstehung des Ortes

Die Entstehung des Ortes Neugnadenfeld ist dem persönlichen Engagement des damaligen Ministerpräsidenten Hinrich-Wilhelm Kopf (SPD) zu verdanken. Neugnadenfeld wurde 1946 in dem ehemaligen Barackenlager für sowjetische Kriegsgefangene Alexisdorf gegründet. Die niedersächsische Landesregierung stellte auf Betreiben führender Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine das Lager dieser evangelischen Freikirche als Sammlungsort für ihre durch die Kriegswirren verstreuten Mitglieder zur Verfügung. Innerhalb weniger Monate kamen hunderte Flüchtlinge aus Mittelpolen, West- und Ostpreußen, Posen und Pommern in das Lager, das bald mehr als 1000 Menschen beherbergte. Die örtliche Kirchenleitung gab der neuen Siedlung den Namen „Neugnadenfeld“ in Anlehnung an den Ort „Gnadenfeld“ in Oberschlesien.

Von Beginn an gab es Pläne für den Aufbau einer gänzlich neuen Herrnhuter Siedlung. 1949 lag der Bebauungsplan in seiner endgültigen Form vor. Bald darauf fassten der Landkreis Grafschaft Bentheim und das Kulturamt in Meppen sowie die Hannoverische Siedlungsgesellschaft den Beschluss, das Barackenlager auszubauen. In zwei Bauphasen wurden seit Beginn der 50er Jahre bis zum Jahr 1963 insgesamt 109 Kleinsiedlerstellen (Wohngebäude und Stallungen mit 0,5 bis 2 Hektar Land) und 10 bäuerliche Siedlerstellen (Bauernhöfe mit 15 bis 20 Hektar Land) errichtet und vom Ältestenrat und dem Wohnungsausschuss der Brüdergemeine an die Flüchtlingsfamilien verteilt.

Die Ortsanlage entspricht der Tradition, nach der Siedlungen der Herrnhuter Brüdergemeine gebaut wurden: Im Dorfkern liegt ein zentraler Platz, an dem die Kirche steht und auf den alle wichtigen Straßen hinführen. Die vorhandenen Lagerstraßen wurden in den Plan integriert. Die Baumpflanzungen an den großen Straßen im Ort



Neugnadenfeld 2002

sind mittlerweile zu prächtigen Alleen herangewachsen. Die notwendigen Aufbauarbeiten wurden von gemeinschaftlichen Arbeitskolonnen geleistet, deren Einsätze die Kirchenleitung koordinierte. Wichtige Hilfe für den Aufbau des Ortes leisteten weltweite Hilfsorganisationen und andere Gemeinden der Brüderunität, aber auch einheimische Bauern aus der umliegenden Gegend. Das größte Geschenk machte eine holländische Hilfsorganisation: sie ließ einen komplett ausgestatteten Kindergarten errichten und übernahm dazu das Gehalt für eine Kindergärtnerin für das erste Jahr.

Ab 1967 wurden in einem neuen Baugebiet die ersten Häuser von Privatleuten errichtet. Diese Bautätigkeit hielt in den folgenden Jahrzehnten an und dauert bis heute fort.

Charakteristisch für das Ortsbild sind die gleichförmigen Siedlungshäuser aus roten Backsteinen (der Baustil ist je nach Straßenzug verschieden) auf den großen Grundstücken, die Einfriedung der Gärten mit Hecken, die Alleen und Windschutzstreifen. Knapp die Hälfte der Einwohnerinnen und Einwohner sind derzeit Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine, der einzigen Kirche am Ort. In den 70er und Anfang der 80er Jahre waren etliche Häuser nur noch von ein oder zwei älteren Personen bewohnt, deren Kinder sich, meist berufsbedingt, anderswo niedergelassen hat-

ten. Die Bezeichnung vom „Altersheim Neugnadenfeld“ machte die Runde. Ab Mitte der 80er Jahre änderte sich die Situation: Junge Menschen, die hier geboren und aufgewachsen waren, kamen nach ihrer Ausbildung vermehrt in den Ort zurück, und viele Häuser wurden auch von jungen hiesigen Familien gekauft. Nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten und der folgenden Öffnung Osteuropas zogen auch viele Aussiedlerfamilien nach Neugnadenfeld. Zur Zeit ist aller Wohnraum im Ort belegt. Wer ein Haus kaufen möchte muss schon sehr frühzeitig Augen und Ohren offenhalten, um Erfolg zu haben. Dementsprechend sind in den vergangenen Jahren wieder vermehrt neue Häuser gebaut worden.

Quelle: nach Albert Rötterink, Die Siedlungsgeschichte der Herrnhuter Brüdergemeine Neugnadenfeld, in: „Lager unterm Hakenkreuz“ - Reichsarbeitsdienst, Kriegsgefangene und Flüchtlinge in der Grafschaft Bentheim, Geschichtswerkstatt an der Volkshochschule der Stadt Nordhorn für den Landkreis Grafschaft Bentheim, Band 7, Nordhorn, 1990.

M 10 Flüchtlinge als Käuferschicht für die einheimische Wirtschaft: Beispiel Landkreis Fallingbostal

Anders als damals befürchtet, erwuchs dem einheimischen Gewerbe aus den Flüchtlingen, die gewerblich tätig wurden, doch nur im begrenzten Rahmen eine wirtschaftliche Konkurrenz. Viel bedeutsamer für Handel und Gewerbe wirkte sich die Tatsache aus, dass die Flüchtlinge zuallererst Konsumenten und nicht Produzenten waren. Ihre Bedeutung als Käufer-schicht, vor allem als die ersten Zahlungen nach dem Soforthilfegesetz an sie ergangen waren, wurde zu diesem Zeitpunkt von den wenigsten wahrgenommen.

„In der Zeit vom 1. April 1949 bis 31. März 1952 wurden in unserem Landkreis (Fallingbostal) an Unterhaltshilfe und Unterhaltszuschüssen 4,6 Millionen Mark gezahlt. 13.000 Personen beantragten Hausratsentschädigungen, 11.000 erhielten Abschlagszahlungen in Höhe von einhundert bis zweihundert DM, insgesamt 1.490.000 DM. Bis zum Jahre 1952 wurden nach dem Soforthilfegesetz 34 Eigenheime und 143 Mietwohnungen mit einem Darlehnsbetrag von 214.000 DM gefördert.“ Für die betroffenen Flüchtlinge war die Höhe der Zahlung bis hin zur Zahl der entstehenden Wohnungen nur ein Tropfen auf den heißen Stein, für die einheimische Wirtschaft brachte die Gesamtsumme allerdings einen nicht unerheblichen Umsatzzuwachs, weil über den Konsum der Flüchtlinge ein Großteil der Gelder an sie weiterfloss ... Die Leistungen ... betrugen bis zum 31. 12. 1972 für den Landkreis über 140 Millionen Mark. Das klingt gewaltig, aber diese Summe entfiel auf 20 bis 30000 Flüchtlinge im Landkreis, also etwa 5000,- DM pro Flüchtling (das monatliche Durchschnittseinkommen betrug ca. 300,- DM). Für die einheimische Bauwirtschaft, für Handwerk und Gewerbe, vor allem in den Kleinstädten, war der Umsatz dieser Gelder durch die Flüchtlinge gleichwohl ein einträgliches Zubrot. Flüchtlinge verwandten anders als Einheimische über Jahre

hinweg einen Großteil ihres Einkommens für die Beschaffung von Hausrat und Gebrauchsgegenständen. Ihr anhaltender Konsumbedarf kam der einheimischen Wirtschaft nachhaltig zugute.

Quelle: Doris von der Brelie-Lewien: Flüchtlinge in der ländlichen Region- Aspekte des Strukturwandels zwischem „Dritten Reich“ und Nachkriegszeit, in: Niedersachsen nach 1945. Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1995. S.128f.

Nachgefragt

1. Beschreibe mit eigenen Worten die Situation der Flüchtlinge und Vertriebenen nach ihrer Ankunft in Niedersachsen.
2. Schildere die unterschiedlichen Reaktionen der einheimischen Bevölkerung bei der Aufnahme der Flüchtlinge.
3. Vergleiche damalige Einstellungen mit heutigen Einstellungen gegenüber in Niedersachsen ankommenden Menschen .
4. Untersuche, vor welchen Aufgaben die damaligen Politiker standen und wie sie diese zu bewältigen versuchten.
5. Versuche für Dich die Bedeutung des Begriffs "Heimat" zu klären. Notiere was alles dazu gehört. Vergleiche mit den Materialien.
6. Suche in Deinem Wohnort Straßen, die auf die Herkunftsregionen von deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen hinweisen.

Von der Anwerbung zur Einwanderung

In der Bundesrepublik bildete der deutsch-italienische Vertrag von 1955 den Auftakt zur staatlich organisierten Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte. Nach seinem Muster folgten Anwerbeabkommen mit Spanien, Griechenland, der Türkei, Portugal, Tunesien, Marokko und Jugoslawien. Die Anwerbung dauerte bis zum „Anwerbestopp“, der durch den „Ölpreisschock“ von 1973 ausgelöst wurde. In der Zeit von 1955 bis 1973 kamen rund 14 Millionen Menschen aus den Anwerbeländern in die Bundesrepublik. Etwa 11 Millionen von ihnen kehrten wieder in ihre Herkunftsländer zurück.

Niedersachsen war keine Hauptzielregion der Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten; dennoch stieg auch hier die Zahl der Menschen aus dieser Zuwanderergruppe an: von 5.500 im Jahre 1955 auf 147.000 im Jahre 1973. Ein Großteil der ausländischen Staatsangehörigen gehört auch heute noch der aus den früheren Anwerbeländern zugewanderten „Gastarbeiterbevölkerung“ an oder stammt von ihr ab. Die nachgeholten oder hier geborenen Kinder der ersten Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten werden oft, wie in klassischen Einwanderungsländern, als „zweite Generation“ bezeichnet. Inzwischen wächst die „dritte Generation“ im Zuwanderungsland auf.

49 % aller in Niedersachsen lebenden Ausländerinnen und Ausländer hatten Ende 2000 eine Aufenthaltsdauer in Deutschland von 10 Jahren und mehr. Es ist eine Einwanderungssituation entstanden. Fragen der Integration sind gesellschaftspolitische Aufgaben ersten Ranges geworden.

Celal S., seit 1966 in Braunschweig wohnhaft



Ursachen und Motivation

Celal (sprich Dschelal) wird 1934 in einem kleinen Dorf bei Erzincan (sprich: Ersindschan) im Osten der Türkei als ältestes von acht Kindern geboren. Nachdem er die Grundschule absolviert hat, geht er als 12-Jähriger mit seinem Vater nach Istanbul, wo dieser den Unterhalt für seine Familie erarbeitet. Bis 1950 besucht er eine Berufsschule, um anschließend als Leichtmetallschlosser zu arbeiten. Seine Mutter lebt in dieser Zeit mit seinen Geschwistern im Dorf.

Nach dem Militärdienst heiratet er im Oktober 1957 eine Frau aus seinem Dorf. Dort leben sie vier Monate zusammen. Um die Familie ernähren zu können, geht er wieder nach Istanbul, wo er nach wochenlangem Suchen eine Tätigkeit als Kassierer bei einer Bank aufnehmen kann. Danach lässt er seine junge Frau und seinen 1958 geborenen Sohn Hamza nachkommen. Da sein Einkommen für Miete und Lebensunterhalt nicht ausreicht, macht er einen Taxenschein und fährt abends Taxi. 1959 wird der zweite Sohn Mutlu geboren.

Anfang der 60er Jahre hört Celal erstmals von Bekannten, dass in Deutschland Arbeiter gesucht werden. Er zögert aber noch und geht nach Erzincan zurück, wo er mit seinem Gehalt und familiärer Unterstützung besser leben kann.

Die wirtschaftliche Situation der Familie verschlechtert sich erneut. Im Frühjahr 1963 geht er wieder ohne Familie nach Istanbul, um als Fahrer bei einem staatlichen Stahlwerk zu arbeiten. Bald lernt er Arbeiter aus Deutschland

kennen. Die Fa. Siemens aus Berlin wirbt in türkischen Kinos für eine Anwerbung: Hoher Lohn, schöne Wohnung, Fernsehen, Luxus. Seine Tochter Leyla wird 1964 geboren, ein Jahr später der jüngste Sohn Ismail.

Anwerbung und Ankunft

In der Hoffnung auf eine bessere Zukunft für seine Familie trägt er sich 1965 schließlich in die Anwerbelisten ein. Im August 1966 ist es endlich so weit: Bei der deutschen Vermittlungsstelle wird er gewogen, gemessen und untersucht. *„Ich habe gesagt, ich bin Leichtmetallschlosser. Dann haben sie mich gefragt, was ein Mikrometer messen kann. Ja, das war die einzige Frage. Dann musste ich zur Untersuchung. Das war das Schlimmste. Ich hatte vorher meine Zähne machen lassen. Ich hatte gehört, dass man sonst nicht genommen wird. Und eine Röntgenuntersuchung mussten wir machen. Ein paar Tage später habe ich einen Vertrag und eine Fahrkarte nach Braunschweig gekriegt.“* Für ein Jahr bekommt Celal einen Arbeitsvertrag bei der Fa. Büssing (LKWs und Busse) in Braunschweig.

Mit seiner Legitimationskarte, - notdürftig mit Kleidung und Verpflegung ausgestattet – besteigt er mit 600 Kol-

legen den Zug nach München. Sechs davon reisen mit ihm zusammen weiter nach Braunschweig. Dort werden sie im Wohnheim der Firma Büssing untergebracht.

Die 20 einfach ausgestatteten Zimmer sind mit jeweils sechs Männern belegt, die aus verschiedenen Anwerbeländern stammen. Seit Beginn der 60er Jahre hat die Fa. Büssing in größerer Zahl Arbeiter zunächst aus Italien und Spanien, später aus der Türkei angeworben.

Arbeit und Unterbringung

Aufgrund seiner Vorerfahrungen hat er mit der Arbeit keine Probleme, obwohl er nie in einer großen Fabrik arbeiten wollte. Er ist bei der Herstellung von Hinterachsen für LKWs und Busse beschäftigt. Wie die meisten Arbeiter arbeitet er im Akkord und verdient monatlich 500 bis 600 DM brutto. Die Hälfte seines Monatseinkommens schickt er der Familie, die andere Hälfte benötigt er hier (50 DM Wohnheim, Kleidung, Reiseersparnisse). Im Ergebnis geht es der Familie finanziell nicht besser als vorher.

Für ihre tägliche Verpflegung sorgen die Arbeiter selbst. Die Zutaten kaufen sie sich bei einem mobilen Händler, der selbst als Angeworbener nach



Celal S. mit Freunden im Wohnheim

Braunschweig gekommen war und jetzt für die täglichen Bedürfnisse seiner nachgereisten Kollegen sorgt. Bei ihm können die „Gastarbeiter“ heimatische Lebensmittel (Nudeln, Bulgur, Gemüse, Tee) aber auch Musikkassetten, Zeitungen, Tavlaspiele, Teegläser usw. kaufen. Die Freizeit verbringt Celal im Wohnheim: Lesen, Erzählen, Hören türkischer Radiosender, Briefe schreiben und Spielen. Am Wochenende geht er mit seinen Kollegen in die Stadt.

Die Entlassungen Ende 1966 betreffen ihn nicht, da er einen Einjahresvertrag hat, der schließlich sogar verlängert wird, so dass Celal im Sommer 1967 seinen ersten Heimaturlaub machen kann. Er nimmt seiner Familie einen Kassettenrekorder und einen Fotoapparat mit, damit sie sich Kassetten und Fotos schicken können und nicht mehr nur auf Briefe angewiesen sind.

Als sein Vater Ende 1967 stirbt, kündigt Celal und kehrt nach Istanbul zurück. Nun muss er für die gesamte Großfamilie sorgen. Er bleibt drei Monate. Da er jedoch keine Beschäftigung finden kann, lässt er seine Familie in der Verantwortung seines Schwiegervaters zurück und fährt auf gut Glück wieder nach Braunschweig. Dort wird er sofort wieder bei Büssing eingestellt.

Familienzusammenführung

Ende 1969 gelingt es ihm als Bandarbeiter im VW-Werk Braunschweig anzufangen. Er stellt fest, dass sich sein Traum von der Rückkehr als reicher Mann nach zwei Jahren praktisch zerschlagen hat: Der Familie geht es ökonomisch kaum besser als vorher, die Trennung von Frau und Kindern ist auf Dauer nicht zu ertragen, die Zukunft der Kinder muss gesichert werden.

„Wir haben an die Rückkehr gedacht und was wir machen würden, wenn wir so bald wie möglich wieder zurückgekehrt sind. Ich z.B. dachte daran, ein Taxi zu kaufen. Ich wollte ein eigenes Taxi haben und ein anderer wollte einen eigenen Laden aufmachen. Ein anderer wollte sich ein Stück Land kaufen. Jeder hat seine eigenen Gedanken gehabt. Keiner



Familie 1972

wäre darauf gekommen, dass wir 25 Jahre lang hier arbeiten würden.“

Schließlich holt er zuerst seine Frau und kurz danach die zwei kleinen Kinder nach Deutschland. Hamza und Mutlu bleiben in der Türkei bei Verwandten und kommen ein Jahr später nach.

Drei Monate wohnt er mit seiner Frau in einem Zimmer, danach (1971) zieht die Familie in eine kleine 1 1/2-Zimmer-Wohnung in einer Stadtrandgemeinde. Die jüngeren Kinder werden hier eingeschult und lernen Deutsch auf der Straße. Frau S. bekommt erst nach einem halben Jahr eine Arbeitserlaubnis und findet damit eine Halbtagsstelle als Schneiderin.

Immer wieder plant die Familie die Rückkehr, kann sich jedoch nicht dazu entschließen. Celal kündigt 1972 sogar bei VW, geht dann aber doch nicht zurück und arbeitet in einer Tischlerei. Seine Frau arbeitet schließlich in der Schreibmaschinenproduktion bei Olympia am Band.

Heimat in der Fremde

Während der ersten Jahre in Deutschland war die Trennung von seiner Familie das größte Problem. Dazu kamen die fehlenden sprachlichen Verständigungsmöglichkeiten. Ständig war er auf die Hilfe anderer Kollegen und Landsleute angewiesen, wenn z.B. etwas im Betrieb oder mit

der Ausländerbehörde zu regeln war. Diese Tatsache und die soziale Isolation hatten in seinen ersten Jahren in Braunschweig dafür gesorgt, dass sich Celal ziemlich schnell mit anderen Gleichgesinnten in einem Verein organisierte, so dass sie ihre Interessen gemeinsam besser vertreten konnten. Hier konnten Erinnerungen an die Heimat ausgetauscht, Standpunkte zur Situation in der Türkei diskutiert, Kulturveranstaltungen vorbereitet und mögliche Rückkehrträume geträumt werden.

Der im November 1973 verhängte Anwerbestopp macht eine Rückkehr in die Türkei unmöglich, da eine Wiedereinreise dann ausgeschlossen ist. Die Wohnsituation mit sechs Personen in einer 1 1/2-Zimmer-Wohnung ist unhaltbar. Erst 1976 findet die Familie eine größere 4-Zimmer-Altbaubauwohnung, die mit 250 DM Kaltmiete finanzierbar ist. Es gibt kein richtiges Bad und die Toilette ist eine halbe Treppe tiefer.

Niederlassung

Die Kinder wachsen zweisprachig auf. In der Öffentlichkeit, in der Schule und am Arbeitsplatz wird Deutsch gesprochen, in der Familie und im Freundeskreis Türkisch.

„Irgendwann dann hatten sie die deutsche Sprache gelernt, aber die türkische Sprache verlernt. Sie haben



Familie 1992

viele türkische Wörter vergessen. Wir waren ein wenig verärgert darüber, dass sie verdeutsch worden sind. Da wussten auch die Kinder nicht, was richtig war. Das ist auch ein Problem in der Zukunft. Die erste Generation hat die Kinder gezwungen, die deutsche Sprache zu lernen. Aber wie sollen wir ihnen jetzt ihre Muttersprache beibringen.“

Die ältesten Söhne beginnen eine Ausbildung als Schlosser. Immer noch ist das Fernziel eine „Rückkehr“ in die Türkei, ein Land, deren Entwicklung sie inzwischen nur noch aus der Urlauberperspektive als „Deutschländer“ kennen. Der Urlaub wird mittlerweile in einem der türkischen Reisebüros gebucht, die von ehemaligen Anwerbemigranten betrieben werden. Lebensmittel kauft die Familie genauso in hiesigen Supermärkten wie in den kleineren Geschäften der Einwandererkolonie. Das Auto wird in der Werkstatt eines ehemaligen Kollegen repariert.

Anfang der 80er Jahre gründen die älteren Söhne eigene Familien und verlassen die elterliche Wohnung. Die Eheleute S. werden Großeltern. Mit den beiden jüngeren Kindern ziehen sie 1986 endlich in eine Neubauwohnung in der Weststadt. Die Tochter Leyla beginnt nach erfolgreichem Realschulabschluss eine Ausbildung als Erzieherin und arbeitet in einem städtischen Kindergarten.

Hier geblieben

In den 80er Jahren arbeitet Celal als Montagearbeiter bei einer Baufirma in Hannover. Nach einem sehr wechselhaften Arbeitsleben wird er 1990 arbeitslos und plant die endgültige Rückkehr in die alte Heimat: „Auch wenn ich in die Türkei wieder zurückkehre, will ich die Verbindung nach Deutschland aufrechterhalten. Meine Kinder werden weiterhin hier leben. Ich lebe dann 6 Monate in der Türkei und dann wieder 6 Monate hier. Ich werde dann hin und her fahren.“

Als er 1994 mit 60 Jahren in Rente geht, bleibt er doch bei seiner Familie. Mit seiner Frau bezieht er eine kleinere Wohnung. Die meiste Zeit des Jahres ist er in Braunschweig, sie halten sich aber auch längere Zeit in ihrer alten Heimat auf. Wenn sie hier sind, kümmern sie hauptsächlich sich um die Familien der Kinder und treffen sich mit befreundeten Familien.

Ab und an geht Celal in die Stadt, besucht die türkischen Teehäuser und trifft sich mit alten Freunden. Sie werden bis an ihr Lebensende zwischen zwei Heimatorten wandern. Vielleicht kehren sie „danach“ zurück!

Josie Rodioza L. O., von den Philippinen, seit fast 30 Jahren in Hannover



Herkunft und Motivation

Josie Rodioza L. O. kam im April 1975 als 25-Jährige von den Philippinen nach Deutschland. Als älteste von drei Schwestern ist sie im Norden des Inselstaates aufgewachsen. Alle drei haben eine gute Schulbildung erhalten und einen medizinischen Beruf gelernt. Josie Rodioza wird Krankenschwester und absolviert anschließend noch ein Studium, das sie mit einem international anerkannten Diplom abschließt. Schon während ihres Studiums überlegt sie – wie viele andere philippinischen Ärzte und Krankenschwestern – später in den USA zu arbeiten.

Als sie 1975 Werbeanzeigen deutscher Krankenhäuser mit schönen Fotos sieht, ist sie bereits verheiratet und hat zwei Kinder. Die Tochter Mayrose war im Mai 1971 geboren worden, der Sohn Jessie 1972. Gegen den Wunsch ihres Mannes, der als Diplom-Elektroingenieur arbeitet, bewirbt sie sich für einen 3-Jahres-Vertrag bei der Medizinischen Hochschule in Hannover: „Die war neu eröffnet – und da habe ich gesagt: Das Bild gefällt mir. Mein Mann war nicht so ganz einverstanden, aber ich habe gesagt: Nach dem 3-Jahres-Vertrag komme ich wieder zurück.“ Diesen Schritt sieht sie als relativ normalen beruflichen Werdegang an: „Das ist so bei Krankenschwestern und Ärzten in unserer Heimat. Sie sind sehr

interessiert daran, ins Ausland zu gehen. Das ist ein Statussymbol sozusagen.“ Die Krankenhäuser in westlichen Ländern bieten eine bessere medizinische Ausstattung – und sie hat die Möglichkeit, mehr Geld als in ihrer Heimat zu verdienen.

Nach drei Wochen erhält sie einen positiven Bescheid. Über Deutschland weiß sie nichts. Von der Vermittlungsagentur bekommt sie eine Woche vor der Reise ein Wörterbuch.

Am 26. 4. 1975 kommt sie mit dem Flugzeug aus Manila, in dem weitere 130 Krankenschwestern sitzen, in Frankfurt an. Zwei Mitarbeiterinnen der MHH empfangen die neuen Kolleginnen und begleiten sie mit dem Bus weiter nach Hannover.

Ankunft und erste Erfahrungen

Als die Gruppe nachmittags ankommt, war es „sehr kalt“. Die Neuankömmlinge bekommen ein „typisch deutsches Abendbrot mit Graubrot und Schwarzbrot mit Butter und Aufschnitt“. Sie essen jedoch am ersten Abend nur das Weißbrot und das angebotene Obst. In der MHH wird Josie Rodioza L. O. ein Zimmer mit Kochnische und Bad im Schwesternwohnheim zugewiesen. Der Aufenthaltsraum wird gemeinsam genutzt. Besonders am Freitag und am Samstag treffen sich dort vor allem die ausländischen Krankenschwestern und „machen jedes Mal Party und Spiele“.

Für den Tag nach der Ankunft hat die MHH für die Neuangekommenen die Eröffnung von Bankkonten – zwei Monatsgehälter wurden im Voraus überwiesen – und Einkaufen organisiert. Mit drei Begleitern geht das neue Pflegepersonal in Hannover zur Sparkasse und zu Karstadt. Auch in der nächsten Zeit verbringen sie ihre Freizeit meistens gemeinsam. „Wir sind immer in der Gruppe gegangen“, was manche Einheimische in Staunen versetzt. „Alle Leute stehen da und gucken und ein paar Leute winken, aber ein paar Leute, die sind so ernst. ‚Good morning, good afternoon, hallo‘ haben wir gerufen. Die gucken einfach so – ohne Reaktion. Aber manche sind auch freundlich.“

Am zweiten Tag beginnt die Arbeit: In den ersten vier Wochen erhalten die ausländischen Krankenschwestern täglich eine Stunde Einweisung und Unterricht in englischer Sprache. Ihren Dienst verrichten sie ohne Kenntnis der deutschen Sprache auf verschiedenen Stationen. „Das war schwierig



Familie auf den Philippinen (1975)

für uns, das war auch schwierig mit uns.“ Die einheimischen Patienten und die Krankenschwestern aus den Philippinen, aus Ghana, Korea und anderen Ländern können sich nicht oder kaum verständigen – und in manchen Stationen gibt es mehr ausländisches Personal als deutsches. Das kleine Wörterbuch hilft ihr bei der Suche nach medizinischen Fachbegriffen nicht weiter. Nach einem Monat besuchen Josie Rodioza L. O. und andere Kolleginnen in Nordrhein-Westfalen einen vierwöchigen Deutsch-Intensiv-Kurs speziell für Krankenschwestern.

Die ersten drei Jahre ihres Aufenthalts in Deutschland nutzt Josie Rodioza auch, um zwischendurch, wenn sie nach einem Block von mehreren Nachtschichten ein paar Tage frei hatte, in andere europäische Länder zu reisen. Den Urlaub und die Überstunden spart sie auf für lange Ferien bei der Familie auf den Philippinen. *„Wir kannten sie nicht als Mutter. Dafür waren ja die Großeltern da“*, kommentiert ihre Tochter Mayrose im Nachhinein die Familiensituation dieser Zeit.

Familienzusammenführung

Josie Rodioza richtet sich mit ihrem Leben hier ein. Deshalb verlängert sie den Vertrag nach drei Jahren. Das Geld, das sie verdient, braucht sie für Reisen und Besuche bei ihrer Familie. Als sie nach fünf Jahren eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis erhält, holt sie ihren Mann nach Deutschland. Ein halbes Jahr später (1981) steht für seine Frau fest: *„Ich habe mich entschieden. Wir bleiben hier, ich hole die Kinder.“* Zwei Monate lebt die Familie zusammen in Josie Rodiozas Zimmer im Schwesternwohnheim. Mayrose erinnert sich: *„Wir wurden erstmal in der MHH versteckt.“* Dann finden sie eine familiengerechte Wohnung. Josie Rodioza L.O. hat im Laufe ihres Berufslebens mehrere Fortbildungen absolviert und an Kongressen teilgenommen. Inzwischen ist sie leitende Operations-Schwester in der Abteilung Neurochirurgie. Aus Anlass ihres 25-jährigen Dienstes in der MHH wurde ihr eine Urkunde überreicht. Die Kinder werden in einer Integrierten Gesamtschule eingeschult. Ihr

Mann bekommt als Diplom-Elektroingenieur keine Arbeitserlaubnis und darf nur als Küchenhilfe oder im Pflegebereich arbeiten. Er will deshalb am liebsten auf die Philippinen zurückkehren.

Erst langsam akzeptiert er die neue Rolle an der Seite seiner Frau als Hauptverdienerin und beginnt eine Ausbildung als Altenpfleger, die er 1991 mit 45 Jahren erfolgreich abschließt. Einige Zeit arbeitet er als Pflegedienstleiter im jüdischen Altersheim, wird dann für kurze Zeit arbeitslos und arbeitet danach wieder in der Ambulanten Pflege.

1991 beantragt die Familie die deutsche Staatsangehörigkeit. Das Reisen ist jetzt mit dem deutschen Pass in vielen Fällen leichter als mit einem philippinischen.

Josie Rodiozas Mutter lebt inzwischen bei der zweitältesten Tochter in Sacramento, Kalifornien, USA.

Heimat in der Fremde

Die Familie O. hat sich in Hannover niedergelassen. Beide Kinder haben an der Integrierten Gesamtschule einen Erweiterten Sekundarabschluss erreicht und anschließend eine Berufsausbildung erfolgreich absolviert. Mayrose arbeitet in einer international operierenden Autovermietung. Sie ist (mit einem türkischstämmigen Einwanderersohn) verheiratet und seit September 2001 Mutter eines Sohnes. Der Sohn Jessie arbeitet wie seine Mutter in der MHH als Krankenpfleger. Auch er wird bald heiraten.

Mayrose beschreibt die Situation ihrer Eltern so: *„Also, die leben in zwei*



In der Krankenhausapotheke der MHH

Welten. Da ist immer noch so eine Zerrissenheit. Sie haben auf den Philippinen ein Haus gebaut, kümmern sich um ihre Verwandten als wären es ihre eigenen Kinder. Sie haben zwar alles hier, aber die haben immer noch die Hälfte zu Hause. Für die Rente in 15 Jahren ist dort alles vorbereitet. Sie haben dort ihre Jugend gehabt“. Der Vater möchte *„später mal“* zurück, *„wieder auf die Philippinen – Heimat ist Heimat.“* Doch Josie Rodioza empfindet nach mehrwöchigen Heimatbesuchen: *„Ich fühle mich nicht so wohl dort. Es ist mir zu heiß – und ich vermisse meine Arbeit.“*

Mayrose und ihr Bruder Jessie sagen: *„Wir sind Hannoveraner geworden, wir bleiben in Deutschland, wir werden unsere Zukunft hier gestalten.“*

Von der Anwerbung zur Einwanderung

Die amtlich organisierte Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte begann Ende der 50er Jahre und endete im November 1973 mit dem sogenannten Anwerbestopp. Zu diesem Zeitpunkt hatten ca. 11% der abhängig Beschäftigten in der BRD keinen deutschen Pass. In Niedersachsen stieg die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte von 5.500 im Jahr 1955 auf 147.000 im Jahr 1973. Die meisten kamen aus den Anwerbeländern, die zu den Anrainerstaaten des Mittelmeers zählen. In dieser ersten Phase der Anwerbemi-gration gab es noch eine große Fluktuation: ein statistisch erfassbares Kommen und Gehen. Viele blieben nur einige Monate oder ein, zwei Jahre. Manche kehrten zurück und kamen dann wieder nach Deutschland um zu arbeiten. (M 1 bis M 4, M10)

In den folgenden 70er Jahren zogen Ehegatten und Kinder im Rahmen der gesetzlich geregelten Famili-enzusammenführung nach. Parallel dazu begannen sich die Eingewanderten hier niederzulassen, indem sie einen beruflichen Aufstieg anstrebten, sich selbstständig machten, in größere Wohnungen zogen, sich stärker um die Ausbildung ihrer Kinder kümmerten und neue soziale Beziehungen knüpften. Es war eine tatsächliche Einwanderungssituation entstanden, ohne dass dies durch ein angemessenes politisches Kon-zept und entsprechende Regelungen begleitet wurde. Die Anerkennung als „Einwanderungsland“ wur-de zu einem politischen Tabu. (M 1, M 5 bis M 10)

Die zahlenmäßige Zuwanderung als Folge der Anwerbung nahm im Verlauf der 80er Jahre ab, während Fragen der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Eingliederung stark an Bedeutung zunahmen. Die gesellschaftlichen Veränderungen durch die Anwerbemi-gration und die Antworten auf ihre Herausfor-derung wurden Teil politischer Debatten: Wachsender Rassismus, Nachzugsalter für Migrantenkinder, schulische und berufliche Förderung, kriminelle Milieus und Lockerung des geltenden Staatsangehörig-keitsrechts seien beispielhaft genannt. (M 1, M 10 bis M 14)

In den 90er Jahren sind neue Formen der Arbeitsmigration entstanden, die im Ansatz zunächst auf bestimmte Branchen (Bau, Dienstleistungen, Landwirtschaft) bzw. Tätigkeiten (Gastronomie, Pflegebe-reich, Saisonarbeit, Hausarbeit) beschränkt sind. Auch diese neueren Entwicklungen lassen sich in einem größer werdenden Europa und einer globalisierten Welt nur bedingt steuern. Sie werden allerdings als neues Kapitel der Arbeitsmigration in diesem Teil der Materialien nicht berücksichtigt.

Materialien

M 1 Stationen im Einwande- rungsprozess

● Anwerbung

Als 1960 in der Bundesrepublik erst-mals nach dem Krieg mehr offene Stellen (465.000) als Arbeitssuchende (279.000) registriert wurden, forder-ten immer mehr Unternehmen im Rahmen der staatlichen Anwerbever-träge mit Italien (1955), Griechenland (1960), Spanien (1960), Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965) und Jugoslawien (1968) – Sondervereinbarungen gab es für die Krankenpflege – ausländi-sche Arbeitskräfte an. Die einzelnen Betriebe mussten dafür lediglich eine geringe Vermittlungsgebühr bezahlen und für eine angemessene Unterbrin-gung sorgen.

Mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und auf eine sichere Existenz verließen Tausende ihre Heimat. Hier

wurden sie anfangs als „Wirtschafts-wunderhelfer“ mit Pauken und Trom-peten empfangen.

Vor allem in der Baubranche, in der Landwirtschaft, bei Müllabfuhr und Stadtreinigung, in der Metall- und in der Elektroindustrie ersetzten die Angeworbenen fehlende oder abge-wanderte einheimische Arbeitskräfte. In den folgenden Jahren griffen die Unternehmen je nach wirtschaftlicher Situation immer wieder auf Beschäf-tigte aus dem Ausland als „industrielle Reservearmee“ zurück. 1973 zum Zeitpunkt des Anwerbstopps erreichte die Zahl der Beschäftigten ohne deutschen Pass in Niedersachsen mit etwa 147.000 ihren Nachkriegs-höchststand (BRD: 2,6 Mio. = 11 %).

● Familie und Niederlassung

Aus den „Gastarbeiterlagern“ der 60er und 70er Jahre heraus begannen die Zugewanderten, sich in das städti-sche Leben zu integrieren. Familien-angehörige wurden nachgeholt. Damit war meist der Umzug in größe-re Wohnungen verbunden. Allerdings bestimmten die Folgen der Einwande-

rung noch viele Jahre die Situationen und Konflikte in den Familie, z.B. wenn es um Schul- und Ausbildung der Kinder oder um mögliche Spar- und Rückkehrziele ging. Kinder- und Jugendliche, Frauen und ältere Migranten haben besonders unter den Belastungen des Migrationspro-zesses und der fehlende Akzeptanz der Einwanderung in der Politik und im gesellschaftlichen Leben zu leiden. Nach der Familie bietet die „Einwan-dererkolonie“ den wichtigsten sozia-len Bezugsrahmen der Migranten. Gemeinsame Einwanderungserfah-rung, gemeinsame Herkunft, Sprache und kulturelle Orientierung sind ent-scheidend für das Entstehen und Wachsen eigenständiger Subkulturen. Sie stiften Identität und Heimat unter dem Anpassungsdruck der Einwande-rungsgesellschaft. Religiöse, besonde-re kulturelle Veranstaltungen und Freizeitaktivitäten werden gemeinsam organisiert und wahrgenommen.

● Hier geblieben

Im alltäglichen Leben sind die Einge-wanderten heute ein fester Bestand-

teil der Bevölkerung geworden. Sie selbst haben sich mit dem Leben hier arrangiert. Gerade bei den äußeren Wohnbedingungen sind kaum noch Unterschiede festzustellen. Trotz unterschiedlicher Erfahrungen und Orientierungen je nach Generation und/oder Herkunft sind Kontakt- und Versorgungsnetze entstanden, mit denen die Migranten schließlich als ethnische Minderheiten eigenständige Subkulturen entwickelt haben.

Eine zunehmende Integration und Angleichung (z.B. bei den Selbständigen oder bei der Industriearbeit) kennzeichnen die heutige Arbeitssituation der Eingewanderten auf der einen Seite. Auf der anderen Seite werden Migranten nach wie vor in die Randbereiche von Produktion und Dienstleistungen (z.B. im Reinigungsgewerbe) abgedrängt. Zu bestimmten Berufen ist ihnen als „Ausländern“ der Zugang praktisch oder rechtlich verwehrt.

Alle rechtlichen Benachteiligungen sind auf den „Ausländerstatus“ zurückzuführen, der letztlich unter bestimmten Bedingungen sogar zu einer Ausweisung führen kann. Dieser Widerspruch zwischen tatsächlicher Eingliederung in die Gesellschaft und der politischen und rechtlichen Leugnung des Einwanderungsprozesses bestimmt entscheidend, inwieweit die damals Eingewanderten und ihre Kinder hier eine eigene Zukunftsperspektive entwickeln können.

M 2 Arbeitskräfte gesucht

Mitte der fünfziger Jahre setzte in der Bundesrepublik Deutschland mit dem ‚Wirtschaftswunder‘ ein Aufschwung bisher nicht dagewesenen Ausmaßes ein. Hohe ausländische Kapitalinvestitionen, Exportlastigkeit der deutschen Industrie, Ausweitung arbeitsintensiver Sektoren und die Erweiterung der Produktion auf gleichem technischen Niveau kennzeichneten die damalige Situation. Von 1951 bis 1956 wuchs das Bruttosozialprodukt im Jahresdurchschnitt real um 9,5 Prozent, von 1956 bis 1960 um 6,6 Prozent.

Dem so ausgelösten steigenden Bedarf an Arbeitskräften stand zur gleichen Zeit eine Verringerung des



Ärztliche Untersuchung in einer Anwerbestelle in der Türkei

Angebotes gegenüber. Die Gründe waren folgende:

- Die Verlängerung der Ausbildungsdauer, die Verkürzung der Arbeitszeit (zwischen 1957 und 1967 wurde die tarifliche Arbeitszeit von durchschnittlich 46,1 auf 41,6 Wochenstunden verringert) und der Eintritt der geburten schwachen Nachkriegsjahrgänge ins Erwerbsleben begannen sich zunehmend negativ auf das Erwerbspotential auszuwirken.
- Der Aufbau der Bundeswehr im Jahre 1955 entzog zunächst circa eine halbe Million Wehrpflichtige und Zivilbedienstete dem Arbeitsprozeß.
- Durch den Bau der Berliner Mauer 1961 versiegte der Flüchtlingsstrom aus der DDR und den ehemals deutschen Ostgebieten endgültig. Von dort waren seit Kriegsende etwa 14 Millionen Menschen, darunter eine Vielzahl qualifizierter Facharbeiter, gekommen.
- Die Zahl der einheimischen Erwerbstätigen sank 1960 bis 1972 um 2,3 Millionen. Obwohl infolge des technischen Fortschrittes in großem Umfang Arbeitskräfte durch Kapitalinvestitionen ersetzt wurden, war die Verknappung des Produktionsfaktors Arbeit nicht aufzuhalten: 1960 überstieg erstmals die Zahl der offenen Stellen die der Arbeitslosen.

Die Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften setzte trotz einer relativ hohen Arbeitslosigkeit schon Mitte der fünfziger Jahre ein, da sich zu diesem Zeitpunkt bereits der künftige Mangel an einheimischen Arbeitskräften abzeichnete.

Quelle: Helga Herrmann, Ursachen und Entwicklung der Ausländerbeschäftigung. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), Informationen zur politischen Bildung, „Ausländer“, Heft 237, Bonn 1992, S. 4.

M 3 Nutzen und Kosten

„Das Mittelmeer ist fest in deutscher Hand ... Die Bundesanstalt (für Arbeitsvermittlung) beschäftigt zur Zeit in diesen Anwerbestellen im Mittelmeerraum 250 bis 300 Bedienstete. ... Das ist auch ein nicht ganz unbeachtliches Transportproblem. Wir haben ein Netz von Sonderzügen, mit dem die Abtransporte erfolgen ...“

„Wir haben aber außerdem den Vorteil, dass bei den Ausländern der Anteil der Ledigen sehr hoch ist, dass also Unkosten, die durch Familien entstehen, z. B. Aufwendungen für Schulen, Krankenhäuser oder sonstige Einrichtungen, durch sie im geringeren Umfang als im Durchschnitt entstehen. Die Kosten der schulischen Heranbildung sind geringfügig im Vergleich zum Durchschnitt bei den Deutschen; und soweit die ausländi-



Fahrtkarte von Hatice H.

schen Arbeitnehmer eine gewisse Ausbildung genossen haben, sind die Kosten dafür der deutschen Wirtschaft erspart geblieben.“

Quelle: Oberdirektor Dr. Zöllner, Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung 1965: Zitiert nach: Günter Wallraff, Neue Reportagen, Untersuchungen und Lehrbeispiele, Reinbek bei Hamburg 1974, S. 58 und 61 f.

M 4 Eintrittskarte

„Verona war für alle Italiener, die nach Deutschland kommen wollten, als Sammelstelle gedacht. Und dort waren also Büros, da waren Ärzte. Man musste sich in einer Reihe hinstellen, sich nackt ausziehen, sich mal abtasten lassen überall, um schauen zu können, ob man bestimmte Krankheiten hatte. Diese Untersuchung also war der Persilschein nach deren Auffassung für ein besseres Leben.“

Quelle: Rocco A. im Interview Oktober 2001.



M 5 Trennung und Familie

„Also ich bin in Deutschland geboren, dann bin ich in die Türkei gegangen und bin dort in die 1. Klasse gegangen. Mein Vater war dann in Deutschland. Dann wollte mein Vater meine Stimme hören. Wir hatten so einen ganz alten Kassettenrecorder. Erst hat mein Vater seine Stimme aufgenommen und wollte wissen, was wir alles machen. Mir geht es gut und dann hat er noch geweint und das konnte man hören. Dann haben wir das Band gestoppt. Wir haben wieder etwas neu aufgenommen und es zurückgeschickt.“

Quelle: Jugendliche im Nachbarschaftsladen, Braunschweig 1992.

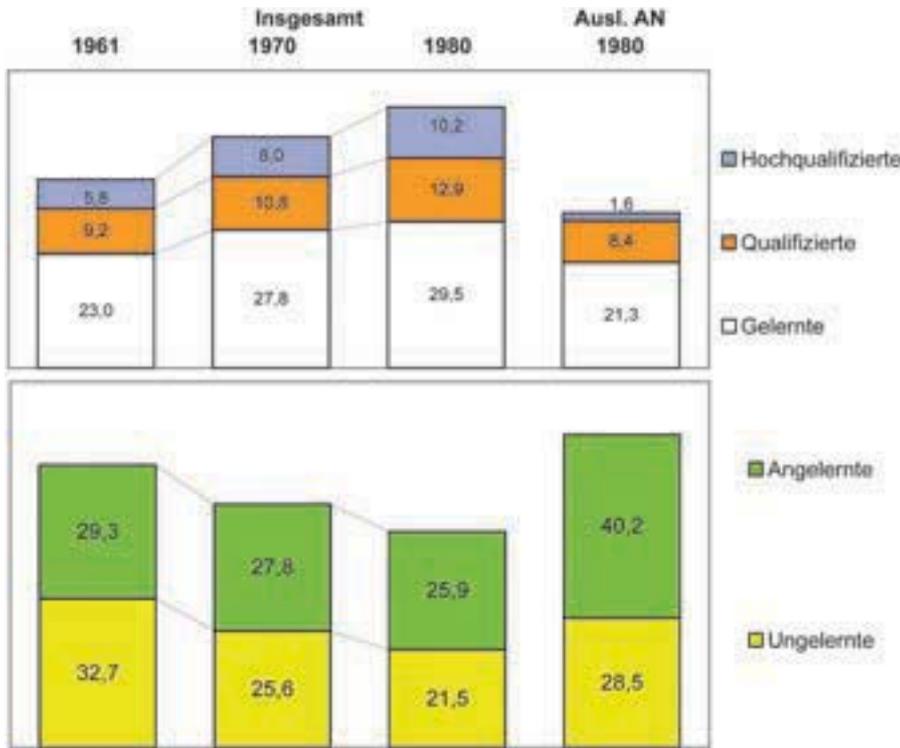
M 6 Arbeit: Sektorale Verteilung am Ende der Zuwanderung

Sozialversicherungspflichtig beschäftigte ausländische Arbeitnehmer nach Wirtschaftsgruppen Ende Juni 1980

Wirtschaftsabteilung Wirtschaftsgruppe	ausländische Arbeitnehmer	Anteil in in% *
Land-, Forstwirtschaft, Fischerei	18.682	8,5
Fischerei, Fischwirtschaft	1.004	24,4
Energie, Bergbau	34.996	7,3
Verarbeitendes Gewerbe	1.191.366	13,8
Chemische Industrie	128.215	13,3
Kunststoffverarbeitung	29.363	13,2
Eisen- und Stahlerzeugung	52.499	15,5
Gießerei	33.963	27,7
Zieherei, Stahlverformung	51.338	18,8
Straßenfahrzeugbau	170.441	17,7
Elektrotechnik	160.860	15,5
EBM-Waren	73.337	18,4
Säge- und Holzverarbeitung	46.830	10,2
Papierverarbeitung	18.361	16,9
Leder, Schuhe	14.613	14,0
Textilverarbeitung	65.755	20,0
Bekleidung	32.171	10,6
Nahrung- u. Genussmittel	67.291	9,2
Baugewerbe	218.247	12,9
Handel	135.344	4,6
Verkehr	76.395	7,7
Kreditinstitute, Versicherungen	15.088	2,0
Dienstleistungen	315.011	8,9
Gaststätten	94.987	23,1
Reinigung	34.790	11,9
insgesamt	2.071.658	9,9

* Ausländeranteil an der Gesamtzahl der sozialversicherungspflichtig beschäftigten Arbeitnehmer
Quelle: BMAS, Arbeits- und Sozialstatistik Hauptergebnisse 1981, Bonn Oktober 1981, S. 46.

M 7
Einwanderung und Qualifikation der Erwerbstätigen



Quelle: BALD, Bildungsarbeit mit ausländischen und deutschen Arbeitnehmern, 1986, S. 7.

M 9
Subkultur

„... wie die leben und so, ist auch anders. Was die essen, was die untereinander erzählen, wie die untereinander, zueinander sind. Zum Beispiel: Zwischen den Türken herrscht ein größeres Familienleben als zwischen den Deutschen. Also mit Familienleben meine ich die Verwandtschaft. Bei uns in der Familie, alle, die mit uns verwandt sind. Hier halten alle zusammen, das ist doch auch gut, dass finde ich sogar noch besser. Es ist mir auch egal, ob das Türken sind oder auch nicht, Hauptsache, dass sind Leute, die sich untereinander gut verstehen. Die haben genau das gleiche Problem. Z.B. unsere Eltern sind hierher gekommen und konnten kein Wort Deutsch. Die haben alle das gleiche Problem gehabt. Und jeder Türke weiß, was für Probleme die anderen Familien haben. Zwar weiß man das nicht genau, man weiß aber, da ist immer jemand da.“

Quelle: Jugendliche im Nachbarschaftsladen, Braunschweig 1992.

M 8
Sprache und Schule

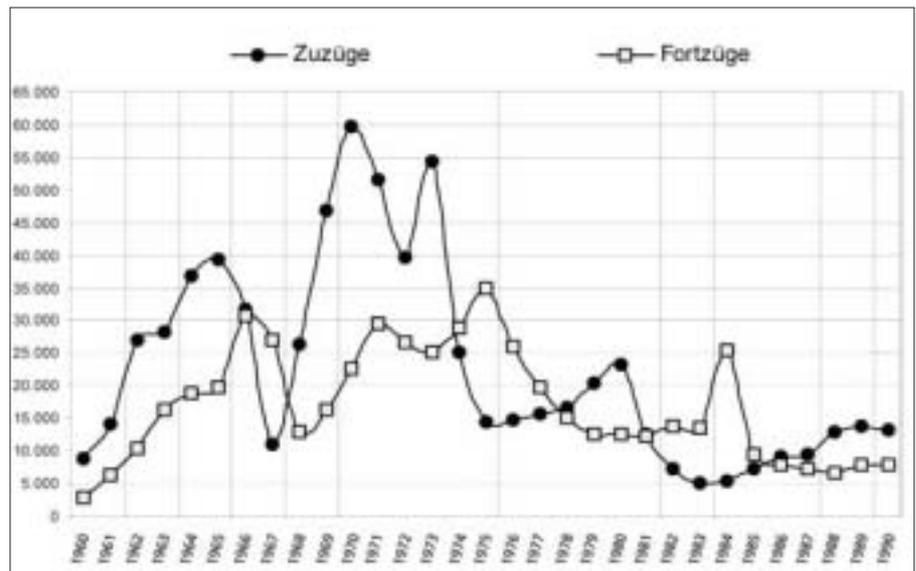
„..., dass wieder einmal einer außen steht und nicht mitspielen kann. Ich habe das schon einmal miterlebt, also jetzt nicht mehr, aber früher schon. Da war ich Außenseiter und hatte da eigentlich nicht viel mitzureden. Da habe ich mich auch nicht so richtig getraut, dann halt mit denen irgendetwas zu machen. Aber nachher hat sich dann alles gebessert. Ich war in der Orientierungsstufe die einzige Türkin in der Klasse. Ich glaube auch, dass das daher kam.“

„Wenn ich in der Klasse Türkisch rede, da sagt unsere Lehrerin: Eine Seite, ein türkisches Gebet. Wir sollen dann eine Seite schreiben.“

„Bei mir ist das mit der türkischen Sprache so, dass zum Beispiel meine Klassenkameraden das auch toll finden, dass ich halt eine Sprache mehr kann als die.“

Quelle: Jugendliche im Nachbarschaftsladen, 1992; Interview Horst Weber.

M 10
Wanderungen zwischen den Anwerberländern* und Niedersachsen (1960 bis 1990)



*Italien, Griechenland, Portugal, Spanien, Türkei, Jugoslawien, Tunesien, Marokko

Grafik: Jürgen Müller, Zahlen: Nds. Landesamt für Statistik.

M 11 Berufliche Integration

Erwerbstätige Ausländer nach der Stellung im Beruf

	Erwerbstätige		Selbständige		Angestellte		Arbeiter	
	in Tsd.	%	in Tsd.	%	in Tsd.	%	in Tsd.	%
1987	1.844	100	121	6,5	352	19,1	1.358	73,7
1989	2.132	100	138	6,4	451	21,1	1.531	71,8
1991	2.539	100	169	6,7	590	23,2	1.767	69,6
1993	2.884	100	213	7,4	729	25,3	1.925	66,7
1994	2.982	100	246	8,2	809	27,1	1.902	63,7
1995	2.997	100	239	7,9	797	26,5	1.935	64,5
1996	2.934	100	251	8,5	749	25,5	1.898	64,7
1997	2.868	100	248	8,7	812	28,3	1.775	61,9
1998	2.837	100	250	8,8	822	29,0	1.725	60,8
1999	2.920	100	263	9,0	870	29,8	1.752	60,0
2000	3.012	100	258	8,6	891	29,6	1.827	60,7

Quelle: Statistisches Bundesamt nach <http://www.bundesausländerbeauftragte.de/daten/tab25.pdf>



„Türkischer“ Gemüseladen in Braunschweig

M 12 Folgen der Einwanderung

Die Enkelkinder sprechen die Muttersprache ihrer Großeltern nur noch zum Teil, können sie aber wohl noch verstehen. Sie leben ihr Leben hier: Sie schauen Talkshows, tragen die gleiche Mode wie ihre Freunde und Freundinnen und heben sich nur in wenigen Dingen von ihren Altersgenossen ab. Wenn sie allerdings in der Schule als „Scheißtürken“ beschimpft werden oder in der Disco nicht eingelassen werden, wehren sie sich und organisieren auch schon mal eine Gegenaktion.

Die Angehörigen der zweiten Migranten- generation – also die, die noch selbst als Kinder zugewandert sind, – haben einerseits alle noch eine recht enge Verbindung zur Türkei, sind dort zum Teil ökonomisch engagiert oder besitzen eine Wohnung in Istanbul und verbringen fast jeden Urlaub in der Türkei. Auch sie äußern manchmal noch den Gedanken in die Türkei „zurückzukehren“. Andererseits haben sie hier ihre Familie, ihre Arbeit, ihre Freunde und ihre Stadt, in der sie aufgewachsen sind. Sie haben zwei Pässe, leiten einen „türkischen“ Fußballverein mit Spielern verschiedener Nationalität, wählen einen rech-

ten oder einen linken Bürgermeister, kaufen bei Aldi und kleiden sich in Boutiquen ein.

M 13 Vorurteile

wer sind wir

wer sind wir
die wir über Fremde
unser Maßkleid werfen
lächeln über
Kopftuch und Kindersegen

wer sind sie
die vielleicht
ihren Kindersegen segnen

wir sind wir
die wir unser Vaterland
bemuttern
es kleinhalten für unser
Begriffsvermögen

wer sind sie
die vielleicht
ihr Gastland als Zaungäste
belauschen

wer sind wir
die wir uns aus
Kristallnächten kristallisierten

Ilse Kibgis

Ilse Kibgis (geb. 1928) lebt in Gelsenkirchen und hat sich mit ihren Gedichten immer wieder mit Ausgrenzungen beschäftigt.

M 14 Einwanderungsland

„Ich habe gesagt, für die vier Millionen, mehr als vier Millionen sind es heute, die wir unter uns haben, ist die Bundesrepublik zum Einwanderungsland geworden. Und nicht nur als vorübergehendes Gastgeberland. Sicherlich sind wir nicht ein Einwanderungsland im üblichen Sinne, ... aber für die vier Millionen, die zu uns gekommen sind, und deren Befragungen – diese laufenden Meinungsbefragungen sind ja sehr interessant – zeigen, dass mehr und mehr von ihnen definitiv unter uns bleiben wollen. Das deutsche Volk darf nicht in einer den meisten vielleicht unbewussten Erneuerung rassistischen Hochmuts auf Menschen anderer Hautfarbe, Sprache und Kultur herabblicken wollen. Wer der Auffassung ist, am deutschen Wesen soll die Welt genesen, der paßt nicht in unsere Zeit.“

Quelle: Der erste Ausländerbeauftragte der Bundesregierung Heinz Kühn. Zitiert nach: Herbert Spaich, Fremde in Deutschland, Weinheim und Basel 1981, S. 245/246.



Aktion der Deutschen Städtereklame 1992

Nachgefragt:

1. Erstelle einen tabellarischen Überblick über das Leben von Celal S. und Josie-Rodioza L.O. (wichtige Daten, Tätigkeiten und Aufenthaltsorte)!
2. Suche im Atlas die jeweiligen Heimatorte. Informiere dich über die wirtschaftliche und politische Situation (Atlas und Internet)!
3. Nenne Gründe für die Anwerbung auf Seiten der Betriebe und der Arbeitskräfte. (M1 bis M 4)
4. Erfrage, welche Betriebe in deiner Region/Stadt angeworben haben (Firmen und Branchen) (M 1, M 6)
5. Schreibe einen Brief über die Trennung oder die erste Woche in der neuen Heimat! (M 5, M 8)
6. Beschreibe das Schaubild M 10. Diskutiert Gründe für den Verlauf von Zu- und Abwanderung!
7. Beide Familie haben immer wieder über eine Rückkehr nachgedacht.
8. Integrations- oder Ausländerklassen? Diskutiert Vor- und Nachteile (M 8 und 9)!
9. Überlege, wie durch die Arbeit langsam eine Integration stattgefunden hat. (M 1, M 7, M 11)
10. Wo begegnest du in deiner Stadt heute eingewanderten Menschen? (M 1, M 11, M 12)
11. Stell dir vor, du müsstest deine Heimat in einer Woche verlassen, weil dein Vater in Brasilien arbeiten will.
 - a) Nenne 10 Dinge, die du mitnehmen würdest;
 - b) Was würdest du am meisten vermissen?
12. Diskutiert über Vorurteile und Rassismus in der Einwanderungsgesellschaft! (M 1, M 12 bis M 14)
13. Erkläre folgende Begriffe: Anwerbung, Migrant, Legitimationskarte, Anwerbestopp, Einwandererkolonie

Aussiedler und Spätaussiedler

Bei der Zuwanderung von Aussiedlern und Spätaussiedlern handelt es sich um ein deutsches Phänomen, dessen historische Wurzeln mit der Jahrhunderte zurückliegenden Auswanderung aus dem deutschsprachigen Raum nach Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa verbunden sind.

Ihre Zuwanderung ist deshalb eine Art „Rückwanderung“ über Generationen hinweg. Gleichwohl erlebt diese Gruppe mit ihrer Ankunft in Deutschland kulturell, mental und sozial eine echte Einwanderungssituation.

In der Zeit zwischen 1950 und 1992 kamen 2,8 Millionen Aussiedler nach Deutschland, davon 1,4 Millionen aus Polen. Zwischen 1993 und 2001 kamen knapp 1,4 Millionen Spätaussiedler nach Deutschland, davon mehr als 1,3 Millionen aus der ehemaligen UdSSR. Diese Zahlen schließen die ausländischen Familienangehörigen mit ein.

Niedersachsen, wo das Grenzdurchgangslager Friedland als Ankunftsstation für Aussiedler und Spätaussiedler seinen Sitz hat, war in der Bundesrepublik von Beginn an eines der Hauptaufnahmelande von Menschen dieser Zuwanderergruppe.

Durch die Öffnung Osteuropas ab 1988/1989 stieg die Zahl der Aussiedler. Mittlerweile kommen wieder weniger Spätaussiedler mit ihren Familienangehörigen nach Deutschland. Das hat verschiedene Gründe: So müssen Deutsche aus anderen Staaten als der ehemaligen UdSSR seit 1993 Benachteiligungen auf Grund ihrer deutschen Volkszugehörigkeit glaubhaft machen. Darüber hinaus wurde eine jährliche Begrenzung der Aufnahmebescheide festgelegt. Auch der seit 1996 bereits im Herkunftsland zu bestehende Sprachtest stellt für manche eine unüberwindbare Hürde dar und reduziert die Zuwanderung von Spätaussiedlern.

Waldemar H., mit seiner Familie seit 1992 in Deutschland wohnhaft



Sowjetdeutsches Dorf im sibirischen Altai

„Und irgendwann habe ich mir die Frage gestellt: ‚Will ich ein Deutscher bleiben oder will ich mich assimilieren und irgendwann auch ein Russe sein?‘“

„Wenn man hier herkommt mit der Hoffnung, Du kommst in eine Gesellschaft, wo Du als Gleicher angenommen wirst ... Und gleich in den ersten Tagen siehst du, die gucken dich schief an, weil ich eine andere Jacke an habe, weil ich andere Hose an habe, weil ich andere Frisur habe, weil ich andere Augenstrahlung habe, weil ich vielleicht brauner bin – da bin ich automatisch gleich der, welcher fremd ist. Und die Jugendlichen haben das Gefühl, wir sind hier wieder fremd, wir sind wieder nicht da, wo wir sein wollten.“

Zu Hause in Sibirien?

Waldemar H. wird 1958 in Reichenfeld, einem kleinen Dorf in Sibirien, geboren. Seine Vorfahren waren vor langer Zeit aus dem deutschen Sprachraum, aus Schwaben, in die Ukraine gezogen und wurden von dort 1941 nach Sibirien deportiert. Den Namen ihres Heimatdorfes nahmen sie jeweils mit. Das Dorf, in dem Waldemar H. aufwächst, war von seinem Großvater gegründet worden. Es gehörte zu den Deutschen Nationalen Rayons in der Altai-Region, welche

aus 48 Einzeldörfern bestand. Diese wurden ausschließlich von Russlanddeutschen bewohnt. Hier sprach man deutsch, hier wurde die deutsche Kultur gepflegt. Seine Mutter beispielsweise sprach kein Russisch, sein Vater lernte diese Sprache erst beim Militär. Diese Deutschen Nationalen Rayons bestanden nur bis 1937, dann wurden sie von Stalin aufgelöst. Während des Zweiten Weltkrieges und auch danach wurden die deutsche Sprache und die deutsche Kultur immer mehr an den Rand gedrückt, der Einfluss des Russischen verstärkte sich entsprechend. Schließlich blieben nur noch 18 der ehemals 48 deutschen Dörfer übrig.

In diesem Umfeld wächst Waldemar H. auf. Er studiert Geschichte und Englisch an der Universität Barnaul, um Lehrer zu werden. Hier lernt er seine Frau Nadja kennen. Nadja ist eine ‚echte Russin‘. Sie ist erstaunt, in Waldemar einem Deutschen aus Russland zu begegnen. Deutsche hat sie zwar auch schon in ihrer Heimatregion kennen gelernt, die waren aber als ‚Faschisten‘ und ‚Nazis‘ verschrien. Bei ihrem ersten Besuch in Reichenfeld, als sie ihren zukünftigen Schwiegereltern vorgestellt wird, ist sie erstaunt über das Dorf, die Häuser, die Bewohner, die so ganz anders aussehen.

Dennoch zieht das junge Ehepaar 1980 in Waldemars Heimatdorf. Nadja arbeitet zunächst auf dem Hof ihrer Schwiegereltern und lernt recht schnell den etwas altmodisch anmutenden schwäbischen Dialekt der deutschen Sprache. Später leitet sie den Kindergarten, während Waldemar als Lehrer und Schulleiter tätig ist. 1981 und 1986 werden die beiden Töchter Jana und Nastja geboren.

Dies ist auch die Zeit großer politischer Veränderungen in der Sowjetunion. Waldemar, der unzufrieden ist mit dem weiteren Vordringen der russischen Sprache in seinem Dorf, stellt 1989 einen Antrag auf Übersiedlung nach Deutschland. Schon ein Jahr später wird dieser genehmigt. Noch aber zögert die Familie. Denn Waldemar setzt jetzt seine Hoffnung auf die Gesellschaft ‚Wiedergeburt‘ der Deutschen in der Region Altai, eine eigene Verwaltung, den Gebrauch der deutschen Sprache in der Schule und eine bessere Verbindung zur Kultur in Deutschland. Doch weil sich die Hoffnungen nicht erwartungsgemäß erfüllen, rückt der Ausreisewunsch wieder stärker in den Vordergrund. Nadja hat allerdings noch Bedenken, ob sie wohl in Deutschland mit der hochdeutschen Sprache zurecht kommen werde. Eine Bekannte, die gerade von



Deutsche Gesellschaft „Wiedergeburt“ in Kasachstan

einem Besuch in Deutschland zurückgekehrt ist, zerstreut diese Bedenken: *„Mach Dir keine Sorgen, in Deutschland ist alles so gut, super organisiert, dass sogar ein Affe in einem Jahr Deutsch spricht.“*

Die Übersiedlung nach Deutschland

So wird also 1992 der Entschluss gefasst, nach Deutschland überzusiedeln. Zunächst müssen die Möbel und das Haus verkauft werden. Zwei Koffer jeweils für die Erwachsenen, zwei Reisetaschen für die beiden Mädchen sind das Einzige, was die Familie H. mitnimmt. Nach zweitägiger Busfahrt gelangt sie schließlich nach Moskau, 50000 Rubel für den Hausverkauf im Gepäck. Kurz vor dem Flug nach Deutschland kaufen sie noch ein und finden eine moderne italienische Lederjacke, die ihnen gefällt. Preis: 48000 Rubel. Nadja kommentiert diesen Kauf mit einem lachenden und einem weinenden Auge: *„So, jetzt haben wir unser Haus mit.“*

Am 20. Oktober 1992 landet die Familie H. in Hannover, von wo sie ins Grenzdurchgangslager nach Bramsche gefahren wird. Dann geht es nach etwa einem Monat weiter zum Grenzdurchgangslager Eisenach und von dort nach Steinbach-Hollenberg im Thüringer Wald. Hier bekommen sie im Heim, einer ehemaligen Gaststätte, einen großen Raum für alle vier Familienmitglieder zugewiesen. Eine

Küche müssen sie sich mit 7 weiteren Familien, zumeist auch Russlanddeutschen, teilen. Sie leben von der Eingliederungshilfe, die in den neuen Ländern der Bundesrepublik geringer ist als in den alten. In der Erinnerung empfindet Waldemar H. diese Zeit aber als besonders schön: *„Wir haben uns alle gut verstanden und haben zusammen gefeiert und sind zusammen zum Sprachkurs gegangen, haben zusammen eingekauft.“*

Der Sprachkurs dauert zu der Zeit noch acht Monate, was für Nadja besonders wichtig ist. Eine ‚Superlehrerin‘, wie Waldemar H. sagt, erleichtert den Spracherwerb. Größere Probleme gibt es für die Familie nicht. Jana kommt sofort in die 5. Klasse und kann über Förderunterricht auch den Anschluss an ihre Mitschüler finden. Und Nastja, die zum Kindergarten geht, überwindet nach einigen Monaten ihre Sprachprobleme. Außenkontakte gibt es zunächst allerdings kaum; aber eines Abends kommen Vertreter des Thüringer Waldvereins ins Heim und laden die Bewohner zu ihren Veranstaltungen ein. Die Familie H. und andere nehmen diese Gelegenheit wahr, um mit Einheimischen in näheren Kontakt zu treten.

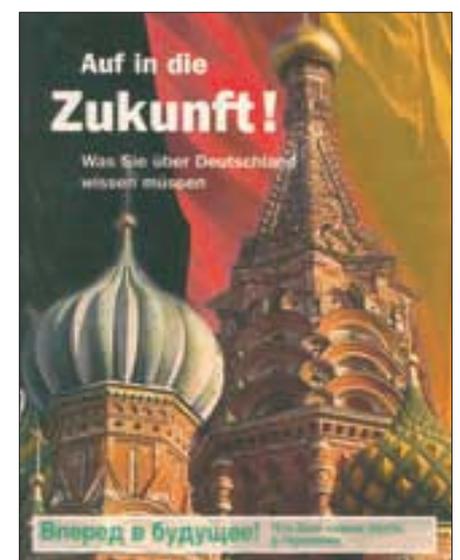
Neue Heimat in Werlte

Nach Abschluss des Sprachkurses steht eine erneute Entscheidung an: Wo können sie hinziehen, wo finden die Eltern Arbeit? Waldemar H. sagt:

„Und dann haben wir uns wieder zusammengesetzt, haben darüber gesprochen und haben uns dann dafür entschieden, dass wir umziehen in die alten Länder.“ Durch Vermittlung von Bekannten, die sie im Heim kennen gelernt haben, kommen die vier nach Werlte im Landkreis Cloppenburg. Für einen Umzug ist der November keine gute Jahreszeit. Überdies ist der Neubau, den sie beziehen sollen, bei ihrer Ankunft noch nicht fertig, es fehlen die Türen, die Toilette, das Waschbecken. Aber auch diese Situation wird in kurzer Zeit gemeistert. Waldemar und Nadja H. helfen tatkräftig beim Tapezieren und bei der Fertigstellung des Hauses mit. Sie leben weiterhin von der Eingliederungshilfe, denn Arbeit ist vorerst nicht zu finden. Vier Monate später bekommt Waldemar H. dann doch eine Arbeitsstelle als Maschinenfahrer in Friesoythe.

In Werlte leben zu der Zeit etwa 18% Russlanddeutsche. Ein ganzes Dorf aus Kasachstan, insgesamt 74 Familien, ist hierher übergesiedelt, praktisch ein Dorf im Dorf. Auch in den Nachbargemeinden siedeln sich immer mehr Russlanddeutsche an. In Molbergen spielt der Glaube beim Zuzug eine wichtige Rolle, denn hier gibt es eine Kirche der Pfingstler, der auch viele Aussiedler aus Kasachstan angehören.

Zunächst, in den ersten Jahren des Zuzugs von Russlanddeutschen in die Gemeinde Werlte, das heißt 1988



Informationsschrift der Arbeitsgemeinschaft katholischer Flüchtlings- und Aussiedlerhilfe Freiburg



Russischer Laden Wasilisa (Name einer russischen Märchenprinzessin) in Oldenburg

und 1989, gab es noch keine Probleme, die Neubürger der Gemeinde wurden, wie Waldemar H. sagt, „sehr gut aufgenommen.“ Als aber in den folgenden Jahren Aussiedler in immer größerer Zahl dort eintreffen, spitzt sich die Situation zu: Pro Woche kommen 3 bis 4 Familien, die Kinder müssen in die Kindergärten, die Schulen aufgenommen werden, Arbeitsplätze für ältere Jugendliche stehen nicht zur Verfügung, die Integration wird immer schwieriger, der Überblick geht langsam verloren.

Waldemar H. als Vermittler und Schlichter

Waldemar H. sieht, „dass da langsam Probleme kommen. Das ist einfach zu viel gewesen.“ Im Juli 1994 geraten einheimische und russlanddeutsche Jugendliche in Werlte aneinander. Es kommt zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Und das ist der Moment, in dem die Gemeinde beschließt, einen Neuanfang zu machen. Ein russlanddeutscher Erwachsener soll beauftragt werden, sich mit den zugezogenen Jugendlichen zu beschäftigen. Wegen seiner guten Deutschkenntnisse und seiner früheren Tätigkeit als Pädagoge wird Waldemar H. mit dieser schwierigen Aufgabe als so genannte ABM (Arbeitsbeschaffungsmaßnahme)-Kraft betraut. Das Hauptziel der

Bemühungen ist, die Jugendlichen von der Straße zu bekommen. Waldemar H. wird dabei von einem weiteren Russlanddeutschen unterstützt.

Als Erstes wendet er sich an fünfzehn- bis zweiundzwanzigjährige Jugendliche, die sich regelmäßig auf dem Marktplatz in Werlte versammeln, ohne Ziel ‚rumhängen‘ und russische Musik hören. Ein paar von ihnen gehen auf seinen Vorschlag ein, einen Pavillon als Treffpunkt einzurichten. Hier wird in den folgenden Tagen gesprochen, gesprochen und nochmals gesprochen. Die Jugendlichen haben Heimweh, sie drücken ihre Sehnsucht nach Russland, den Gesängen und Festen, den Gerichten aus. So wird gemeinsam ein Herbstball, das sogenannte Erdenfest, organisiert, auch eine Silvesterparty nach russischem Brauch.

Eine direkte Begegnung mit einheimischen Jugendlichen ist zunächst nicht geplant. Denn, so sagt Waldemar H., die russlanddeutschen Jugendlichen „haben so viel Weh, dass die zuerst mal mit sich selber zurechtkommen müssen und wollen. Die haben überhaupt keine Zeit und keine Lust, mit anderen was zu machen.“ Erst ein Jahr später wird eine gemeinsame Veranstaltung mit einheimischen Jugendlichen durchgeführt. Doch die ‚künstliche Zusammenführung‘ ist zunächst wenig erfolgreich.

Die Einschätzung der Situation durch Waldemar H.

Die Hauptschwierigkeiten für russlanddeutsche Jugendliche liegen nach Waldemar H.'s Einschätzung in der mangelnden Sprachbeherrschung und der Arbeitslosigkeit. Die Deutschkurse reichen einfach nicht aus, und auch der Förderunterricht in der Hauptschule, in der ganze Klassen sich nur aus Russlanddeutschen zusammensetzen, zeigt nur zögernd Erfolge. Die Sprachprobleme sieht Waldemar H. auch als Hauptursache für das Bestreben der Jugendlichen, sich abzukapseln und ein ausgeprägtes Cliquesverhalten zu entwickeln: „Igelgefühl nenne ich das immer. Das haben wir noch immer, weil wir dort drüben auch immer, weiß ich als Igel, öfters uns benehmen mussten. Wir mussten uns zurückziehen, und wenn wir angegriffen worden sind, dann haben die Igel die Nadeln rausgestreckt und haben versucht, sich so zu verteidigen. Und mit diesem Gefühl, dass Du immer der Außenseiter bist, dass Du immer fremd bist, dass Du immer nicht willkommen bist, dass Du schiefe Blicke kriegst, dass Du manchmal auch angemacht wirst, oder: ‚Na, die Russen da‘ oder ähnliches...“

Wenn in einer solchen Gefühlslage auch das Familienleben leidet, dann besteht nach den Beobachtungen Waldemar H.'s die Gefahr des Abrutschens in die Drogen- und Alkoholszene. Vielfach wollen die Eltern möglichst schnell den Lebensstandard der einheimischen Bevölkerung erreichen, dabei vergessen sie, „dass die Kinder auch Papa und Mama haben wollen. Und ohne Papa und Mama nicht zurechtkommen“.

Seit 7 Jahren ist Waldemar H. nun in Werlte in seiner Betreuungsfunktion tätig. Mittlerweile werden im ‚Haus der Begegnung‘ Veranstaltungen für alle Jugendlichen der Gemeinde angeboten. Waldemar H. ist aber nach seinen Erfahrungen weiterhin Realist: Bei diesen Veranstaltungen „haben wir viele Aussiedler dabei, welche ganz aktiv sind, aber wir haben viel weniger Einheimische. Und das ist ganz klar, das ist meine harte Überzeugung, Integration kann nicht in 10 Jahren laufen“.

Swetlana W. aus Kasachstan, heute Bürgerin der Stadt Peine

Swetlana W. ist eine 20-jährige junge Frau. Sie lebt in Peine, ist seit zwei Jahren in Deutschland, geht zur Berufsschule Sozialpflege und sucht einen Ausbildungsplatz. Zwar haben sich ihre Sprachkenntnisse seit ihrer Ankunft in Deutschland verbessert, Probleme mit der korrekten Beherrschung der deutschen Sprache bestehen aber noch. Früher, zu Hause, hat sie ‚manchmal‘ deutsch gesprochen.

Swetlanas Leben in Kasachstan

Zu Hause: Wo ist das? Sie wird 1981 in einer kleinen Stadt in Kasachstan geboren, wo sie mit zwei jüngeren Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, aufwächst. Ihre Eltern sind Deutsche. Sie leben auf einem Bauernhof und bestreiten ihren Lebensunterhalt vom Verkauf von Milch, Sahne und Obst. Das Gemüse behalten sie zur Eigenversorgung. Der Vater hat zwar Arbeit, aber seit drei Jahren hat er keinen einzigen Rubel dafür bekommen – das Gehalt wird einfach nicht ausbezahlt, so dass ‚Geld‘ eines der größten Probleme der Familie W. ist.

Swetlana hat einen ausgefüllten Tagesablauf. Um 6 Uhr des Morgens muss sie aufstehen und die Tiere füttern, bevor sie dann zur Schule geht. Anschließend, nach Ende des Unterrichts um 13.00 Uhr, manchmal auch um 16.00 Uhr, fällt wieder Arbeit auf dem Hof an. Zur Schule geht sie 10 Jahre lang und beginnt in ihrer Heimatstadt die 11. Klasse.

Sie hat viele Freunde, Deutsche und ‚ganz normale kasachstanische Kinder‘ und Jugendliche, mit denen sie sich häufig trifft und zur Disco geht. Swetlanas Eltern haben 1994 nicht zuletzt wegen der schlechten finanziellen Verhältnisse einen Ausreiseartrag nach Deutschland gestellt. Zwei Jahre lang wartet man auf einen positiven Bescheid, dann gibt man die Hoffnung auf. Überraschend kommt dann nach insgesamt fünf Jahren die Ausreiselerlaubnis. Von Deutschland hat die Familie W. keine konkrete Vorstellung. Immerhin gibt es einige Pho-

tos, die eine Verwandte aus Hameln ihnen nach Kasachstan geschickt hat. Besonders auffällig sind die vielen Geschäfte und die sauberen Straßen. Obwohl Swetlana sagt, *„wo ich gewohnt habe, da war alles schrecklich“*, empfindet sie etwas Angst vor dem Neuen, das mit der Übersiedlung nach Deutschland auf sie zukommt. Entsprechend schwer fällt ihr der Abschied von den Freunden, mit denen sie noch einmal feiert.

Deutschland, die neue Heimat

Die Familie W. nimmt nach dem Verkauf des Hauses und der Möbel im wesentlichen nur Kleidung mit nach Deutschland. Das Flugzeug landet in Frankfurt, und dann geht es weiter über Hamm ins Heim nach Hohenhameln. Nach der Zeit im Heim kann die Familie W. eine Wohnung in Peine mieten, in der sie immer noch wohnt. Obwohl Swetlana in ihrer Heimatstadt bereits die 11. Klasse besucht hat, wird sie wegen der Sprachschwierigkeiten in die 9. Klasse eingeschult. Glücklicherweise gibt es in ihrer Klasse einen Aussiedler, der ihr beim Eingewöhnen in das neue Umfeld behilflich ist. Sie hat zwar Kontakte zu ihren Mitschülern, doch beschränken sich diese auf den Schulvormittag. Freundschaften entstehen zunächst nicht.

Das ist auch der Grund dafür, dass Swetlana im ersten halben Jahr in Deutschland von starkem Heimweh erfasst wird: *„Ich habe geweint, ich will nach Hause, ich will zurück.“*

Die ganze Familie W. hat in der Anfangszeit am Abend viel zu tun: Gemeinsam erledigen die Familienmitglieder ihre Hausaufgaben, die Eltern für ihren Sprachkurs, die Kinder für ihren Förderunterricht. Gegenseitig fragen sie sich ab. Anschließend wird noch ein gemeinsamer Spaziergang unternommen.

Von der Verwandten in Hameln bekommen sie vielfältige Starthilfe. So unterstützt diese sie finanziell und erledigt mit ihnen den Gang zum Sozialamt, zum Arbeitsamt. Die Mutter – und dann auch der Vater – findet Arbeit, so dass sich der Lebensstandard der Familie verbessert. Die soziale Absicherung in Deutschland wird außerordentlich positiv gesehen: *„Weil meine Eltern bekommen die Arbeit, sie kriegen jeden Monat ihr Geld. Und wenn sie bleiben zu Hause, sie kriegen auch Arbeitslosen- und Sozialhilfe. Wir bekommen auch Kindergeld ... Bei uns in Kasachstan das war nicht so.“*

Die Eltern haben sich recht schnell in die neuen Lebensverhältnisse eingewöhnt. Viele Kontakte zu Verwandten und Freunden in der näheren Umgebung erleichtern es ihnen. Häufig, wie in Kasachstan, besucht man



Leben auf dem Lande in Russland

sich gegenseitig. Darüber hinaus haben die Eltern einen Schrebergarten gepachtet, in dem sie jede freie Minute arbeiten.

Swetlanas Leben in Peine

Auch Swetlana fühlt sich inzwischen, nach gut zwei Jahren Aufenthalts in Deutschland, hier wohl. Auf die Frage, ob sie lieber wieder zurück nach Kasachstan gehen oder hier bleiben möchte, antwortet sie spontan: *„Ich möchte lieber hier bleiben.“* Denn mittlerweile hat sie viele Freunde, deutsche und russische, gefunden, hat daneben immer noch engen Kontakt zu ihren Freunden in Kasachstan, mit denen sie fast wöchentlich einmal telefoniert. Ihr Urteil über die Einheimischen: *„Deutsche Menschen freundlich.“*

Und ihre Zukunftspläne?

„Ich möchte einen Ausbildungsplatz haben. Ich suche jetzt. Ich möchte glückliche Familie haben, ein großes Haus.“

Aussiedler und Spätaussiedler

„Aussiedler“ - dieses Wort selbst verrät wenig über die Gruppe von Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die Bundesrepublik Deutschland gekommen sind. Woher kamen bzw. kommen sie, wer sind sie überhaupt? Um dies zu verstehen, müssen wir die Geschichte befragen.

„Aussiedler“, so heißt es in einer Definition (Informationen zur politischen Bildung Heft 267: Aussiedler, S. 3), „sind Angehörige deutscher Minderheiten, die sich seit dem Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert auf den Territorien nahezu aller Staaten Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas angesiedelt haben.“ In ihren Einwanderungsländern wurde ihnen weitgehende Autonomie gewährt, d.h. sie konnten die deutsche Sprache und Kultur pflegen und genossen Minderheitenrechte. Das änderte sich schlagartig während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit, als die deutsche Minderheit als „fünfte Kolonne Hitlers“ oder auch nur wegen ihrer deutschen Volkszugehörigkeit diskriminiert und entrechtet wurde. Dies betraf auch die Deutschen, die noch in den 1945 verloren gegangenen Ostgebieten (z.B. Schlesien, Pommern, Ostpreußen) wohnen geblieben waren.

Aus Fürsorge- und Schutzgründen gelten für diese deutschen Minderheiten die Bestimmungen des Artikels 116 des Grundgesetzes und weiterer Gesetze, denen zufolge sie das Recht auf Zuzug in die Bundesrepublik, die Anerkennung als deutsche Staatsangehörige und den Anspruch auf Eingliederungsleistungen haben.

In den achtziger, vollends in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurden die Ausreisebestimmungen in den osteuropäischen Ländern gelockert, so dass ein starker Zuzug von „Aussiedlern“ erfolgte, zunächst aus Polen, dann immer stärker auch aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion (ab 1983 „Spätaussiedler“ genannt).

Die Materialien sollen einen Einblick in die Situation von Aussiedlern in Geschichte und Gegenwart geben und damit dem gegenseitigen Verständnis von ‚Einheimischen‘ und ‚Zugezogenen‘ dienen.



Ehemalige und heutige Siedlungsgebiete der Deutschen im Bereich der früheren UdSSR

(Quelle: Information zur politischen Bildung H. 267, S. II-III)

Materialien

M 1 Anwerbung von Siedlern nach Russland

Von Gottes Gnaden **Wir Catharina die Zweyte, Kayserin und Selbstherrscherin aller Reußen...**

Da Uns der weite Umfang der Länder Unsers Reiches zur Gnüge bekannt; so nehmen Wir unter andern wahr, daß keine geringe Zahl solcher Gegenden noch unbebauet liege, die mit vortheilhafter Bequemlichkeit zur Bevölkerung und Bewohnung des menschlichen Geschlechtes nutzbarlichst könnte angewendet werden, von welchen die meisten Ländereyen in ihrem Schooße einen unerschöpflichen Reichthum an allerley kostbaren Erzen und Metallen verborgen halten; und weil selbige mit Holzungen, Flüssen, Seen und zur Handlung gelegenen Meeren gnugsam versehen, so sind sie auch ungemein bequem zur Beförderung und Vermehrung vielerley Manufakturen, Fabricken und verschiedensten andern Anlagen. Dieses gab Uns Anlaß zur Ertheilung des Manifestes, so zum Nutzen aller Unserer getreuen Unterthanen den 4ten Decemder des abgewichenen 1762sten Jahres publiciret wurde. Jedoch, da Wir in selbigem denen Ausländern, die Verlangen tragen würden sich in Unserm Reiche häuslich niederzulassen, Unser Belieben nur summarisch angekündigt; so befehlen Wir zur bessern Erörterung desselben folgende Verordnung, welche Wir hiermit aufs feierlichste zum Grunde legen und in Erfüllung zu setzen gebieten, jedermännlich kund zu machen.

1.

Verstatten Wir allen Ausländern in Unser Reich zu kommen, um sich in allen Gouvernements, wie es einem jeden gefällig, häuslich niederzulassen.

2.

Dergleichen Fremde können sich nach ihrer Ankunft nicht nur in Unserer Residenz bey der zu solchem Ende für die Ausländer besonders errichteten Tutel-Canzelley, sondern auch in den anderweitigen Gränz-Städten Unsers Reichs nach eines jeden Bequemlichkeit bey denen Gouverneurs, oder, wo dergleichen nicht vorhanden, bey den vornehmsten Stadts-Befehlhabern melden.

3.

Da unter denen sich in Rußland niederzulassen Verlangen tragenden Ausländern sich auch solche finden würden, die nicht Vermögen genug zu Bestreitung der erforderlichen Reisekosten besitzen: so können sich dergleichen bey Unsern Ministern und Residenten an auswärtigen Höfen melden, welche sie nicht nur auf Unsere Kosten ohne Anstand nach Rußland schicken, sondern auch mit Reisegeld versehen sollen.

4.

So bald dergleichen Ausländer in Unserer Residenz angelangt und sich bey der Tutel-Canzelley oder auch in ihrer Gränz-Stadt gemeldet haben werden; so sollen dieselben gehalten seyn, ihren wahren Entschluß zu eröffnen, worinn nemlich ihr eigentliches Verlangen bestehe, und ob sie sich unter die Kaufmanschaft oder unter Zünfte einschreiben lassen und Bürger werden wollen, und zwar nahmentlich, in welcher Stadt; oder ob sie Verlangen tragen, auf freyem und nutzbarem Grunde und Boden in ganzen Colonien und Landflecken zum Ackerbau oder zu allerley nützlichen Gewerben sich niederzulassen.

Edikt der russischen Zarin Katharina II. vom 22. Juli 1763

Quelle: Volk auf dem Weg – Deutsche in Rußland und in der GUS 1763–1997, Hg. Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V., 1997, S. 2.

M 2

Aus einem Bericht des deutschen Siedlers Christian Gottlob Züge aus Gera

„... Mich befiel eine gewisse Ängstlichkeit, die mich auch nicht verließ, als mein Vorsteher und etliche mich versicherten, die Gegend, wohin wir bestimmt wären, sey nicht nur weit lachender und schöner als die hiesige, sondern übertreffe auch bei weitem Teutschland...

Der Weg [von Saratow an der Wolga] führte durch die Steppe, die uns eben keine günstige Meinung von dem geträumten Paradiese, das wir bevölkern sollten, beibrachte. Auf dem ganzen Wege fanden wir kein Dorf, außer einigen deutschen Colonien, welche unsere Hoffnung von der Zukunft noch mehr herabstimmten, weil wir sahen, dass bei diesen verpflanzten Landsleuten die äußerste Dürftigkeit herrschte und sich beynahe in jedem Gesicht Sehnsucht nach dem verlassenen Vaterland malte ...

Nachdem wir noch eine Weile in einer öden traurigen Fläche fortgefahren waren, gelangten wir an einen Bach. Unser Führer rief „Halt!“, worüber wir uns wunderten, weil es zum Nachtlager noch zu früh war; unsere Verwunderung ging aber bald in Staunen über, als man uns sagte, dass wir am Ziel unserer Reise wären. Erschrocken blickten wir einander an, uns hier in einer Wildnis zu sehen, welche so weit das Auge reichte, nichts als drei Schuh hohes, größtenteils verdorrtes Gras zeigte. Keiner von uns machte Anstalt von seinem Rosse oder Wagen abzusteigen ... Seufzend stieg endlich einer nach dem anderen ab, und die mit einem gewissen Gewicht gegebene Nachricht des Lieutenants, alles, was wir hier sähen, würde uns von der Gnade der Kaiserin [Zarin] geschenkt, wirkte auch nicht auf einen von uns nur die kleinste Freude

... Das ist also das Paradies, das uns die russischen Werber in Lübeck verhiessen, sagte einer meiner Leidensgefährten mit einer traurigen Miene.“

Quelle: a.a.O. S. 9 f.

M 3 Deportationserlass

E r l a s s

DES PRÄSIDIUMS DES OBERSTEN SOWJETS DER UNION DER SSR

Über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen

Laut genauen Angaben, die die Militärbehörden erhalten haben, befinden sich unter der in den Wolgarayons wohnenden deutschen Bevölkerung Tausende und aber Tausende Diversanten und Spione, die nach dem aus Deutschland gegebenen Signal Explosionen in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons hervorrufen sollen. Über das Vorhandensein einer solch großen Anzahl von Diversanten und Spionen unter den Wolgadeutschen hat keiner der Deutschen, die in den Wolgarayons wohnen, die Sowjetbehörden in Kenntnis gesetzt, folglich verheimlicht die deutsche Bevölkerung der Wolgarayons die Anwesenheit in ihrer Mitte der Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht.

Falls aber auf Anweisung aus Deutschland die deutschen Diversanten und Spione in der Republik der Wolgadeutschen oder in den angrenzenden Rayons Diversionsakte ausführen werden und Blut vergossen wird, wird die Sowjetregierung laut den Gesetzen der Kriegszeit vor die Notwendigkeit gestellt, Strafmaßnahmen gegenüber der gesamten deutschen Wolgabevölkerung zu ergreifen.

Zwecks Vorbeugung dieser unerwünschten Erscheinungen und um kein erstes Blutvergießen zuzulassen, hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig gefunden, die gesamte deutsche in den Wolgarayons wohnende Bevölkerung in andere Rayons zu übersiedeln, wobei den Überzusiedelnden Land zuzustellen und eine staatliche Hilfe für die Einrichtung in den neuen Rayons zu erweisen ist. Zwecks Ansiedlung sind die an Ackerland reichen Rayons des Nowosibirsker und Omsker Gebiets, des Altaigaus, Kasachstans und andere Nachbarortschaften bestimmt.

In Übereinstimmung mit diesem wurde dem Staatlichen Komitee für Landesverteidigung vorgeschlagen, die Übersiedlung der gesamten Wolgadeutschen unverzüglich auszuführen und die überzusiedelnden Wolgadeutschen mit Land und Nutzländereien in den neuen Rayons sicherzustellen.

**Vorsitzender des Präsidiums des Obersten
Sowjets der UdSSR M. KALININ.
Sekretär des Präsidiums des Obersten
Sowjets der UdSSR A. GORKIN.**

Moskau, Kreml. 28. August 1941

Quelle: Neue Nachbarn - Lebenswege von Ost nach West. Hrg. vom Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen, Göttingen 2000, S. 8.

M 4 Wie ich aus Kasachstan nach Deutschland kam - Bericht einer jungen Aus- siedlerin

Zuerst mussten wir, also ich und mei-

ne Familie, einen Antrag nach Deutschland abschicken. Meine Oma, die Mutter meiner Mutter, war schon länger in Deutschland. Wir hatten schon den Ausreiseantrag mitgenommen, als wir im Jahre 1993 das erste

Mal im Urlaub in Deutschland bei unseren Verwandten gewesen waren. Unsere Mutter wollte zu ihren Verwandten, aber mein Vater war dagegen. Wir, ich und mein Bruder, wollten auch nicht. Wir waren noch mal im Urlaub im Jahre 1995. Als das Leben in Kasachstan noch schlimmer wurde, 1997; man arbeitete, aber seinen Lohn konnte man seit einem 1/2 Jahr nicht kriegen. Man musste irgendwie leben. Meine Mutter schuldete 500,-DM, das ist in Kasachstan großes Geld. Meine Mutter hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, dass wir jemals nach Deutschland kommen. Für uns war das auch schlimm, wenn ich die Schule schon fertig hatte, konnte ich keinen Ausbildungsplatz finden, weil dafür musste man als Grundgebühr 1000 \$ bezahlen. Wir hatten kein Geld ...

Alles führte dazu, dass ich mit meiner Mutter geredet habe, dass wir endlich nach Deutschland abreisen. Meine Mutter war sehr erfreut. Dann haben wir zusammen meinen Bruder überredet, weil er hatte Mitleid mit dem Vater, denn er wollte nicht nach Deutschland, er wollte gar nicht darüber reden. Am 13. 1. 1997 sind wir, ich, meine Mutter und mein Bruder nach Deutschland abgehauen. Mein Vater ist in Kasachstan geblieben. Mein Vater kam 3 Monate später nach Deutschland ...

Quelle: Werkheft zur Ausstellung ‚Genauso anders wie Du. Aktionswoche zugewanderte Jugendliche 1999. Zusammengestellt vom Jugendgemeinschaftswerk beim Caritasverband für den Landkreis Peine und der Kreisjugendpflege des Landkreises Peine, S.2.

M 5 Wie ich in Hannover am Bahnhof ankam – Bericht der 17-jährigen Lydia

Überglücklich waren wir, als wir es endlich geschafft haben, Moskau zu verlassen. „Jetzt müssen wir nur noch von Hannover nach Peine mit dem Zug fahren“, dachten wir, „dann sehen wir endlich unsere Verwandten, die wir doch schon so lange vermissten.“

Auf dem überfüllten Bahnhofsgelände mit dutzenden Rolltreppen und der hektischen Menschenmasse kannte

sich noch keiner von uns aus, deswegen gingen meine Eltern mit schnellem Schritt immer weiter geradeaus, um den richtigen Zug nach Peine noch zu finden und zu erwischen, bis ich, die ich gerade erst neun Jahre alt war und zwischen den ganzen Menschen mir wie ein kleiner Pimpf vorkam, sie nicht mehr sah. Ich brach in Panik aus und Tränen liefen mir sofort meine Wangen runter. „Wo sind sie? Was ist, wenn sie ohne mich fahren?“, dachte ich.

Auf einmal kamen zwei ältere Damen auf mich zu und fingen an, Fragen zu stellen, die ich überhaupt nicht verstand. Doch trotzdem fühlte ich mich jetzt etwas sicherer.

Während ich mich weiterhin verzweifelt umschaute, wollten meine Eltern schon fast in den Zug einsteigen, bis sie in der ganzen Hektik bemerkten, dass ihre Tochter fehlte.

Überraschenderweise haben sie mich in ein paar Minuten gefunden. Doch mir kamen sie vor wie eine Ewigkeit voller Angst. Umso größer war dann die Freude an den kleinen Trostgeschenken, die ich von meinen Eltern und Verwandten bekam.

Quelle: a.a.O.,S.5.

M 6 Wie ich mich in die Schule in Deutschland eingewöhnte – Bericht des 17-jährigen Dimitrij

Als ich nach Deutschland kam, konnte ich schon ein bisschen Deutsch sprechen, konnte sagen, wo ich wohne, wie ich heiße, wie alt ich bin, verstehen konnte ich natürlich mehr, weil wir in Kasachstan Deutsch gelernt haben. Auf diese Schule bin ich ungefähr 4 Monate gegangen. Im Mai haben wir eine Wohnung bekommen in Schwichelt, Landkreis Peine. Ich musste in die andere Schule gehen, in Hohenhameln. Ich konnte auch da in Peine bleiben, aber meine Mutter wollte, dass ich in die Realschule gehe. Als ich erstmal in dieser Schule gewesen bin, war mir die Schule zu groß, weil Haupt-, Realschule und OS waren zusammen. Ich dachte, ich werde diese Schule nie kennen lernen. Zwei Mädchen haben

mir die ganze Schule gezeigt. Alle haben mich blöd angeguckt, weil ich neu war. Nach einem Jahr haben wir wieder eine neue Wohnung bekommen in Peine. Wir sind umgezogen, ich hatte die Wahl zwischen zwei Schulen: Hohenhameln und Peine Realschule. Ich habe meine Klassenlehrerin gebeten, in Hohenhameln bleiben zu dürfen, weil da kannte ich alle und die mich. Ich verstehe schon fast alles, ich hatte Freunde. Ich war der einzige Russe in dieser Schule. Zuerst war es traurig, ich konnte mich mit keinem unterhalten, außer meinem Bruder. Jetzt verstehe ich, das war für mich die beste Gelegenheit, die deutsche Sprache zu beherrschen. Jetzt besuche ich immer noch die 9. Klasse an der Realschule Hohenhameln.

Quelle: a.a.O.,S.4.

M 7 Wie ich das Leben in Deutschland im Vergleich zu Russland finde – ein Kommentar des 16-jährigen Alexander

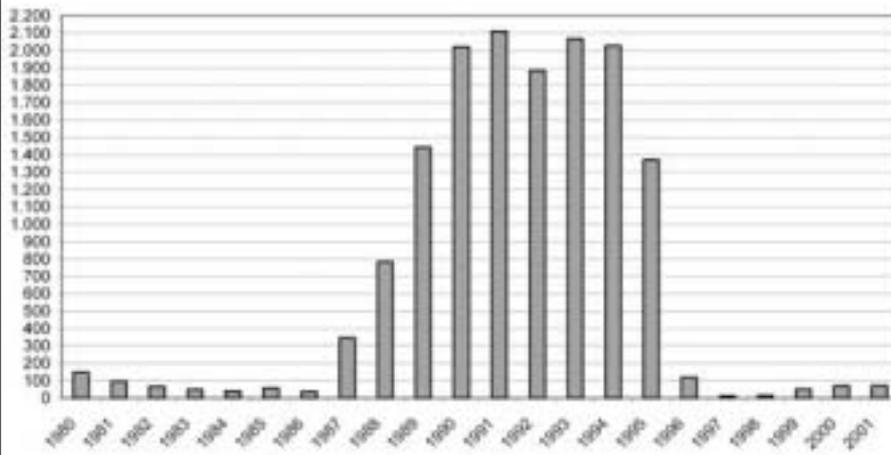
Im Dezember 1995 hat unsere Familie beschlossen, nach Deutschland überzusiedeln. Ich wollte im Prinzip in Russland bleiben..., aber Mutter ... hat uns trotz aller unserer Bemühungen überzeugt, dass die Umsiedlung nach Deutschland das Beste für uns alle sei. Die wirtschaftliche Lage in Russland hat sich in der letzten Zeit sehr verschlechtert. Man konnte jeder Zeit seinen Arbeitsplatz verlieren, und es spielte keine Rolle, ob du ein Ingenieur oder einfacher Arbeiter bist, was in manchen Fällen, wenn man kein Land hatte, auf dem man etwas anbauen konnte, oder Verwandte, die dich unterstützen konnten, im schlimmsten Fall den Hunger bedeutete. Deutschland bietet in diesem Aspekt mehr Sicherheit ... Ich glaube, was den Menschen an Deutschland besonders gefällt, ist die Stabilität, die es ausstrahlt. Man hat die Möglichkeit, ohne Angst seiner Zukunft entgegenzublicken. Das einzige, worüber ich mich beklagen könnte, sind die Menschen. Ich möchte natürlich nicht alle Deutschen sofort gleich-

stellen, keineswegs! Es gibt auch gute, mitfühlende unter ihnen, aber die Menge, die Masse, die ist irgendwie zurückhaltend, verschlossen, gefühllos (Sie können sich aussuchen, was zu Ihnen passt, wenn es nicht der Fall ist, dann bin ich echt froh).

Ich habe noch keine solchen Erfahrungen mit den Deutschen gemacht, denen ich begegnet bin, und ich fühle mich sehr erleichtert darüber. Ich bin sicher, dies hat auch seinen guten Grund, aber anfangs, wenn die Aussiedler nur angekommen sind, und sozusagen genauso viele Erfahrungen haben wie Neugeborene, dann wirkt sich das negativ auf ihre Meinung über Deutschland aus. Vielleicht werden Sie mich fragen, was ich hier in Deutschland vermisste. Möglicherweise werde ich Ihnen antworten: Freunde! Aber es stimmt nicht so ganz genau. Alles hängt nur vom Menschen ab, wie er sich in Gegenwart von anderen verhält, ob er überhaupt Freunde haben will. Vielleicht irgendwelche materiellen Dinge. Na ja, wir hatten da eine eigene 4-Zimmer-Wohnung und jetzt wohnen wir in einer Notwohnung. Aber ich glaube nicht, dass es mich stark bedrückt. Wahrscheinlich vermisste ich die Lebensart, die Art und Weise, auf welche wir früher gewohnt haben. Die Schule, in der ich früher gelernt habe. Die Schule in Russland sieht sehr anders aus als in Deutschland. Obwohl sie strenger ist, sind die Lehrer dagegen viel netter, sie sind immer bereit, dir zu helfen, dir zu erklären, was du nicht verstanden hast. Und außerdem gibt es noch Unterricht nach der Schule, wo alle, die es wollen, noch etwas dazulernen können. Jedes Land und jedes System hat seine schlechten und guten Seiten. Vielleicht werden Sie das nicht einsehen, aber so ist es. Jeder Mensch sucht einen Ort, wo er sich zu Hause fühlen kann, was er Heimat nennen kann. Aber nicht alle finden es. Ich habe bisher auch noch nicht gefunden. Es wird vielleicht noch ein paar Jahre dauern. Aber ich habe noch Zeit. Jetzt muss ich mich an Deutschland gewöhnen!

Quelle: a.a.O.,S.7f.

M 8.1 Im Landkreis Gifhorn eingetroffene Aussiedler



Quelle: Jürgen Müller, NLPB, nach Zahlen des Landkreises Gifhorn

M 8.2

Gifhorer Erklärung zur Aussiedlerintegration vom März 1995
(Textauszug)

Vorbemerkung

Der seit 1987/1988 verstärkte Aussiedler-/Spätaussiedlerzug in die Bundesrepublik Deutschland hat von Beginn an zu Wanderungszentren und -brennpunkten geführt. Durch den fortlaufenden Nachzug in diese Zentren hat sich der Problemdruck der ungleichen Verteilung ständig erhöht. Die von den Disparitäten besonders betroffenen Kommunen können die Aufgabe der Integration nicht mehr in dem erforderlichen Umfang leisten. Ihre finanziellen, sächlichen und personellen Ressourcen reichen dafür nicht mehr aus, nachdem Integrationshilfen des Bundes und der Länder in den letzten Jahren rigide zurückgenommen worden sind ... Die Verkürzung der Integrationshilfen der Arbeitsverwaltung hat zu explosionsartig gestiegenen Sozialhilfekosten für Spätaussiedler in den Hauptzuzugsgebieten geführt ... Die Hauptzuzugsgebiete im Land Niedersachsen sind nur dann noch in der Lage, die Aufgabe der Integration von Zuwanderergruppen zu übernehmen, wenn Zuwanderung als eine gesamtstaatliche Aufgabe akzeptiert wird, die als Kriegsfolgelast klare und berechenbare Rahmenbedingungen auch hinsichtlich einer gerechten solidarischen Lastenverteilung zwischen Bund, Ländern und Gemeinden setzt ...

Unterzeichnet wurde diese Erklärung von den kreisfreien Städten Wolfsburg und Salzgitter sowie den Landkreisen Gifhorn, Nienburg/Weser, Cloppenburg, Emsland und Osnabrück.

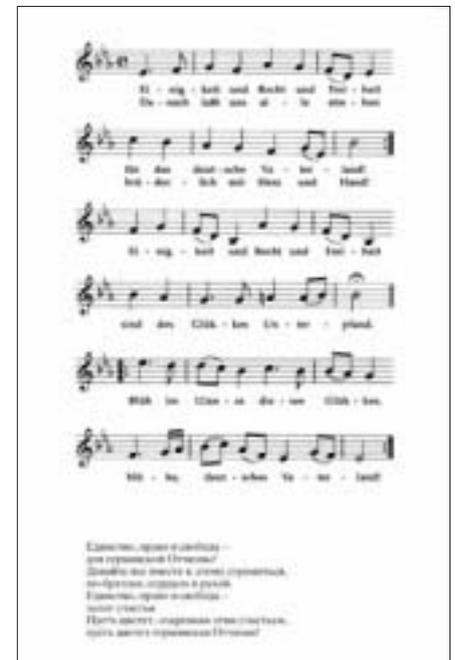
Quelle: Landkreis Gifhorn 1995.

M 9.1 Grundgesetz



Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn

M 9.2 Nationalhymne



Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn

M 10

Wer bin ich?

Auswanderer,
 Volksdeutscher,
 Sowjetdeutscher,
 Deutscher Sowjetbürger,
 Deutschrusse auch -
 Was noch?
 Ach, was denn noch?
 Doch, doch, ja noch;
 hier Aussiedler, da Umsiedler,
 Emigrant und Einwanderer,
 verschleppter Häftling noch dazu,
 aus dem Gewahrsam fremden
 Staates schließlich freigegeben,
 Russischer Bürger deutscher Zunge,
 ein fremder Deutscher,
 Vertriebener und Flüchtling -
 Ausgewiesen, eingewiesen -
 integriert und angepasst!
 Was will man denn von mir?
 Was macht man hier mit mir?
 Was müssen diese Etiketten
 denn feststellen und bestimmen?
 Merkmale sind es,
 die mein Schicksal zeichnen
 und festnageln für immer!
 Entscheidungen
 der hohen Politik sind das,
 Maßnahmen von Behörden!
 Was soll diese Distanz bewirken?
 Warum nimmt man mich nicht
 auf? Heimkehrer bin ich doch -
 ein Deutscher, weiter nichts!
 Ein Deutscher, der den ganzen Hass,
 die Rache gegen Deutschland
 stellvertretend fühlen,
 tragen und erdulden musste.
 Als Sklave hungernd,
 Kaum dem Tod entronnen sind
 meine Eltern -
 Beschimpft, zurückgesetzt
 in Schulen und Beruf.
 Riss' mich los!
 Die ganze Jugend,
 die ihre Ängste überwand,
 sie drängt sie zurück
 zur alten Heimat
 kost' es, was es wolle!
 Nur wenigen gelingt's,
 ans Ziel zu kommen -
 Nun bin ich da!
 Und ich danke, danke, danke!
 Wer bin ich jetzt?
 Kein fremder Gast,
 der irgendwann zurück will,
 sondern euer Landsmann,
 der endlich nun daheim ist,
 und in den Kirchenbüchern den
 Namen seiner Ahnen sucht,
 die einst des Vaterlandes
 Not gezwungen auszuwandern

Ingrid Stoldt

Nachgefragt

1. Untersuche, warum sich Deutsche vor Jahrhunderten in Russland ansiedelten (M1 und M2).
2. Entwerfe ein Werbeplakat für die Ansiedlung Deutscher in Russland und verfasse Briefe von Siedlern an ihre Verwandten in Deutschland. (M1 u. M2)
3. Vergleiche die Situation der deutschen Siedler bei ihrer Ankunft in Russland mit der ihrer Nachkommen bei deren Ankunft in Deutschland. Ziehe hierfür auch die Biographien Waldemar H.'s und Swetlana W.'s heran. (M2 u. Biografien)
4. Gebe den Inhalt des Erlasses vom 28. August 1941 in eigenen Worten wieder und setze Dich mit dessen Begründung und Konsequenzen auseinander (M3).
5. Versetze Dich in die Lage der in M4 erwähnten Familie und entwerfe ein Gespräch zwischen den einzelnen Familienmitgliedern über die Frage einer möglichen Auswanderung nach Deutschland.
6. Stelle die Situation der neunjährigen Lydia auf dem Hauptbahnhof in einer Zeichnung (mit Sprechblasen) dar. Wie hättest Du auf ein weinendes Kind in der beschriebenen Situation reagiert? (M5)
7. Untersuche, welche Entwicklung Dimitrij innerhalb des ersten Jahres an der Realschule vollzogen hat. Nenne Gründe (M6).
8. Erwerfe Fragen, die Du Alexander stellen möchtest. Welche Antworten wären von ihm zu erwarten? (M7)
9. Nimm Stellung zu
 - a) dem von Alexander

angestellten Vergleich der in Deutschland eintreffenden Aussiedler mit Neugeborenen (M 7),
 b) der Aussage Alexander: „Jeder Mensch sucht einen Ort, wo er sich zu Hause fühlen kann, was er Heimat nennen kann. Aber nicht alle finden es.“ (M 7)

10. Gebe Dir selbst Rechenschaft darüber, zu welcher der von Alexander genannten Gruppen (M7) Du gehörst. Nenne Beispiele von Verhaltensweisen, die Du selbst oder andere im Umgang mit Aussiedlern bzw. anderen ‚Fremden‘ an den Tag gelegt hast bzw. haben.
11. Versuche, die Zuwanderungssituation in der Mitte der 90er Jahre, wie sie aus M 8.1 hervorgeht, aus dem Blickwinkel der Aussiedler und der Einheimischen zu sehen.
12. Entwerfe ein Gespräch zwischen einem Aussiedler und einem Einheimischen über die Gifhorner Erklärung vom März 1995 (M 8.2).
13. Nenne die Absichten, die mit der Herausgabe des Grundgesetzes und der deutschen Nationalhymne in zwei Sprachen (M 9.1, M 9.2) verbunden sind.
14. Die Verfasserin des Gedichtes (M 10) stellt eine Frage. Zu welchen Antworten gelangt sie? Versuche, ihre Gedanken nachzuvollziehen!

Flucht nach Deutschland

Die Antwort der Nachkriegsdeutschen im Westen auf die Aufnahme - aber vor allem auf die Nichtaufnahme – deutscher Flüchtlinge im Ausland in der Zeit von 1933 bis 1945 war das ins Grundgesetz aufgenommene, weltweit offenste Asylrecht. Es sollte allen politisch Verfolgten, die sich darauf beriefen, bis zur Entscheidung über ihren Antrag einen sicheren Aufenthalt und im Falle der Asylgewährung Schutz auf Dauer bieten.

Im Laufe der Jahrzehnte stieg die Anzahl der Flüchtlinge aus aller Welt. Seit den 1980er Jahren war die Rede vom „Missbrauch des Asylrechts“. Ein Klima aus Fremdenangst und fremdenfeindlicher Gewalt eskalierte Anfang der 1990er Jahre in Übergriffen gegenüber Fremden in Deutschland. Es gab Tote und Schwerverletzte.

Vor diesem Hintergrund einigten sich die großen Parteien auf den „Asylkompromiss“. Seither sind die jährlichen Zahlen von Asylsuchenden deutlich zurückgegangen. Dies bestätigt für viele die Notwendigkeit und den Erfolg der Grundgesetzänderung. Flüchtlingsinitiativen und Unterstützergruppen werten sie als faktische Abschaffung des Grundrechts auf Asyl.

1976 kamen 611 Asylsuchende nach Niedersachsen, 1985 waren es 8.358, 1992 kamen 42.659 und im Jahr 2001 erreichten 8.210 Asylsuchende Niedersachsen. Inzwischen weisen Migrationsforscher darauf hin, dass sich mit dem Rückgang der Asylbewerberzahlen die Zahl der illegalen Aufenthalte in Deutschland erhöht.

Reza aus Afghanistan

Diese fiktive Biografie ist nahe an der Realität, wie sie viele alleinreisende minderjährige Flüchtlinge erleben. In der Regel gibt es jedoch keinen privaten Vormund.

1998 floh Reza aus Afghanistan. Er war gerade 16 Jahre alt. Seit 23 Jahren herrscht Krieg in Afghanistan und die Lebensbedingungen waren schon lange schwierig. Afghanistan gehört zu den ärmsten Ländern der Welt und die Menschen kämpfen auch in Friedenszeiten um ihr Überleben. Nachdem die **Taliban** die Macht übernommen hatten, wurde das Leben zusätzlich erschwert. Die Taliban errichteten ein Gewaltregime in Afghanistan und beriefen sich dabei auf den **Islam**. Sie verboten den Frauen, zu arbeiten und zu lernen. In der Öffentlichkeit durften sie nur in männlicher Begleitung und bedeckt mit der **Burka** erscheinen. Männer mussten sich lange Bärte wachsen lassen, damit sie auf der Straße nicht angegriffen wurden und junge Männer wurden zum Kriegsdienst geholt. Es herrschte **Willkür** und wer den Gesetzen der Taliban nicht gehorchte, wurde verhaftet, gefoltert oder getötet. Manchmal gleich an Ort und Stelle in aller Öffentlichkeit. Viele Menschen lebten daher nicht nur in großer Armut, sondern auch in täglicher Angst vor den Kämpfern der Taliban.

Eines Tages kam eine Gruppe Taliban-soldaten auch zu Rezas Familie in Kabul und durchsuchte das Haus. Reza musste mit ansehen, wie sein Vater geschlagen und schließlich mitgenommen wurde. Als die Sowjetunion Afghanistan (1979–1989) besetzt hatte, war er Bezirksbürgermeister gewesen. Demokratische Verhältnisse mit vielen Parteien und freien Wahlen hat es in Afghanistan nie gegeben. Aber während der sowjetischen Besatzung gab es mehr Freiheiten im öffentlichen Leben. Frauen konnten sich ohne Schleier zeigen und arbeiten, Mädchen zur Schule gehen, die Männer mussten sich keine langen Bärte wachsen lassen. Für die Taliban

war dieses Regime gottlos und Rezas Vater daher ein „Ungläubiger“. Als die Kämpfer in das Haus kamen, wurde auch Reza geschlagen. Sie drohten ihm, ihn eines Tages mitzunehmen. Für die „Taten“ des Vaters wurde die ganze Familie verantwortlich gemacht und sollte bestraft werden. Reza musste sich verstecken, während die Taliban immer wieder zu seiner Mutter kamen und nach ihm fragten. Einige Zeit später wurde sein Vater getötet. Daraufhin beschloss Rezas Mutter, dass er außer Landes gehen sollte, zu einem Cousin nach Deutschland. Der Weg nach Deutschland war lang. Zu Fuß, im Auto, im Zug, gemeinsam mit anderen Flüchtlingen ging es über die Berge in den Iran und dann weiter in die Türkei. Von dort dann nach Deutschland. Diejenigen, die die Flüchtlinge führten, ihnen Papiere beschafften, sie über die Grenzen brachten, haben viel Geld dafür genommen - in den Medien werden diese Leute oft **Schlepper** oder **Menschenhändler** genannt. Erst nach zwei Monaten hatte es Reza geschafft.

Aber er war noch lange nicht bei seinem Cousin in Wolfsburg. An der Grenze wurde er vom Bundesgrenzschutz ohne Papiere gefasst und zunächst einmal in die **Zentrale Anlaufstelle für Asylbewerber** gebracht. Reza wusste nur, dass er **Asyl** sagen musste, damit er nicht gleich an der Grenze abgewiesen wird. Mehr wusste er nicht. Mit 16 Jahren ist man zwar noch **minderjährig**, wird aber im Asylrecht behandelt wie ein Erwachsener. D.h., man muss selbst einen Antrag auf Asyl stellen und die Fragen nach seinen **Fluchtgründen** beantworten. Nach drei Monaten wurde Reza ein Platz in einer **Gemeinschaftsunterkunft** für Flüchtlinge in Hannover zugewiesen. Hier lebte er mit drei erwachsenen Männern in einem kleinen Zimmer. Menschen, die einen Asylantrag gestellt haben, dürfen den Landkreis, dem sie zugewiesen wurden, nicht verlassen. Reza durfte also ohne besondere Genehmigung seinen Cousin in Wolfsburg nicht besuchen. Einen **Umverteilungsantrag**, den

Reza gestellt hatte, damit er bei seinem Cousin wohnen konnte, wurde abgelehnt.

In der Zwischenzeit ging es Reza gesundheitlich immer schlechter. Er konnte all die Erlebnisse in Afghanistan, auf seiner Flucht und jetzt in den Sammelunterkünften nicht verkräften. Sein Cousin versuchte über eine Beratungsstelle das **Jugendamt** einzuschalten. Aber das Jugendamt erklärte sich für nicht zuständig, da bei Flüchtlingen ab 16 Jahren das Asyl- und Ausländerrecht Vorrang vor dem **Schutz von Minderjährigen** habe („Alle Kinder haben Rechte“, s. UN-Kinderrechtskonvention, Minderjährigenschutzabkommen).

Schließlich gelang es der Beratungsstelle, einen privaten **Vormund** für Reza zu finden. Er meldete Reza in der Schule an, sorgte dafür, dass er Deutschunterricht bekam und unterstützte ihn in jeder Hinsicht. Langsam ging es Reza körperlich und seelisch wieder besser.

Dann wurde Rezas **Asylantrag abgelehnt**. Das Bundesamt für Asyl und das Gericht glaubten ihm nicht, dass er aus politischen Gründen verfolgt worden sei und deswegen das Land verlassen musste. Es wurde davon ausgegangen, dass er vor dem Bürgerkrieg geflüchtet war und das ist kein Grund, als Asylsuchender in Deutschland anerkannt zu werden. Mit dem Bescheid über die Ablehnung seines Asylantrags erhielt Reza gleichzeitig die Aufforderung zur Ausreise und die Androhung, nach Afghanistan abgeschoben zu werden. Aber in Afghanistan herrschte weiterhin Krieg, zeitweise gab es gar keine Flüge nach Kabul. Die **Genfer Konvention** und das **deutsche Grundgesetz** verbieten, dass Menschen in Kriegsgebiete und Gebiete, in denen ihnen Gefahr für ihr Leben droht, abgeschoben werden. Reza lebt in einer unsicheren Situation. Für Deutschland bekam er keinen richtigen Aufenthalt, der ihm ein einigermaßen normales Leben gestattet hätte, nach Afghanistan konnte er auf keinen Fall zurück.

Reza erhielt, wie viele andere in seiner Situation, eine Duldung über 3 Monate, die immer wieder verlängert wur-

de. Inzwischen hat er seinen Hauptschulabschluss gemacht, trotz aller Unsicherheiten, was seinen weiteren Aufenthalt anbelangt. Eine Ausbildung, für die er einen Platz gefunden hatte, konnte er nicht beginnen. Das Arbeitsamt gab ihm keine Arbeitserlaubnis. Jetzt besucht er eine berufsbildende Schule. Seine Duldung wurde weiter verlängert.

Christa Klassen,
Verein Janusz Korcák,
Humanitäre Flüchtlingshilfe

Elvis und Ivica aus der Gegend von Sarajevo

1992 brach in Bosnien der Krieg aus. Er dauerte bis 1995. Während dieser Zeit flohen 2 Millionen Menschen oder wurden vertrieben. Ab Mai 1992 kamen Flüchtlinge aus Bosnien auch nach Niedersachsen. Insgesamt waren es ungefähr 23.000 Menschen. Ungefähr 20.000 von ihnen kehrten nach Kriegsende wieder nach Bosnien zurück oder wanderten weiter in die USA oder Kanada.

Dies ist die Geschichte von Elvis und Ivica, zwei kroatischen Brüdern aus der Nähe von Sarajewo. Sie waren 13 und 11 Jahre alt, als sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester 1993 nach Osnabrück kamen. Ihre Geschichte hat ihre Deutschlehrerin Anke Fedrowitz aufgeschrieben.

Als Elvis und Ivica nach Deutschland kamen, hatten sie schon 1 Jahr Flucht innerhalb Jugoslawiens hinter sich und hatten viel Schreckliches gesehen und erlebt. Ihr Vater hatte eine Kriegsverletzung – ein Granatsplitter wanderte in seinem Körper herum und bereitete ihm viele Schmerzen.

Zunächst lebten sie in Osnabrück in einem Flüchtlingslager in der Caprivi-Kaserne auf dem Westerberg. Später erhielt ihre Familie eine Wohnung und die Kinder konnten in eine normale Schule gehen. Von ihrer Vergangenheit in Bosnien erzählten sie nur wenig.

Aber Ivica sagte einmal, dass früher Serben, Kroaten und Bosnier ganz friedlich miteinander oder nebeneinander gelebt hätten, bis dann plötz-

lich der Krieg ausbrach.

Elvis erzählte auch über die Fluchtwege in Bosnien und sagte, dass sie manchmal selbst gar nicht wussten, wo sie denn überhaupt waren. Es kamen einfach Laster mit Soldaten, die die Familien aufgeladen haben und sie an einen anderen Ort brachten. Oder ihnen wurde gesagt, sie müssten verschwinden und dann zogen sie zu Fuß weiter.

In Osnabrück lernten Elvis und Ivica Deutsch in einem Förderkurs zusammen mit anderen Kindern und Jugendlichen aus der Türkei, Portugal, der ehemaligen Sowjetunion, Sri Lanka und anderen Flüchtlingen aus Ex-Jugoslawien. Obwohl die Kinder alle aus so unterschiedlichen Ländern kamen, hatten sie doch eins gemein-

immer plus ist. 3 mal 4 ist eigentlich 4 plus 4 plus 4. Haste aber keine Zeit zu – musste in dein Kopf lernen.“ Er malte für Elvis Kästchen auf, in die er das Einmaleins schrieb und Elvis musste jeden Tag eine Reihe davon lernen. Jeden Morgen hörte ihn Jurij dann ab und schon bald beherrschte Elvis all das, was die deutschen Kinder vor der Bruchrechnung konnten.

Ivica machte sich nicht so furchtbar viel aus der Schule. Er spielte lieber Fußball und lernte dann im Verein das gesprochene Deutsch, tat sich aber mit dem Schreiben und der Grammatik schwer. Eines Tages sollten die Kinder im Unterricht eine Tiergeschichte aufschreiben, einmal in ihrer Heimatsprache und einmal in Deutsch. Ivica hatte über seinen Bruder geschrieben



Elvis mit einer Freundesgruppe in Osnabrück, 1995

sam: sie wussten, was Heimweh bedeutet, der Verlust von Freunden und Verwandten und die Umstellung auf eine völlig neue, fremde Umgebung. Sie halfen sich gegenseitig und hielten zusammen.

Elvis, der zur Hauptschule ging, kam eines Tages mit seinem Mathebuch und fragte: „*Können Sie mir helfen? Die deutschen Kinder können in Mathe etwas, was ich nicht kann.*“ Es ging um die Bruchrechnung, für die man das Einmaleins beherrschen muss. Das aber hatte Elvis während des Krieges nie lernen können. Jurij, ein Junge aus Kasachstan schaltete sich ein und sagte: „*Also, was du kapieren musst ist, dass es eigentlich*

und dessen Hasen. Sein deutscher Text war auch schon fertig. Aber der Bosnische fehlte. Nach einigen Ermahnungen, schimpfte die Lehrerin ein bißchen und Ivica war ziemlich erschrocken. Enisa, ein serbisches Mädchen aus der Klasse bot sofort an, ihm zu helfen. Aber Ivica fing plötzlich ganz schrecklich an zu weinen und konnte sich lange gar nicht beruhigen. Dann sagte er verzweifelt: „*Ich kann doch nur auf Deutsch schreiben! Bosnisch hab ich nur ein paar Wochen gehabt, bevor der Krieg ausbrach. Ich kann es einfach nicht, aber ich muss, weil alle sagen, dass wir bald wieder zurück müssen. Und dann hör ich schon alle lachen, weil ich so blöd bin,*



Elvis und Ivica in Sarajevo, 2001

dass ich mit 12 Jahren noch nicht mal meine Sprache schreiben kann.“ Für den Moment löste Enisa das Problem und machte die Übersetzung.

Nachdem Elvis, Ivica und ihre Familie schon 5 Jahre in Osnabrück gelebt hatten, kam die Zeit, wo sie in ihre Heimat zurückkehren sollten. Die Stadt organisierte für Flüchtlinge 1998 eine Reise nach Sarajevo, an der auch Ivicas Vater teilnahm. Er kam sehr still und traurig nach zwei Wochen zurück. Ivica erzählte: „Es ist klar, dass wir unser Haus nicht mehr betreten können. Alles ist vermint, auch der Garten. Drinnen ist sowieso alles weg. Kein Klo, kein Fenster, kein Waschbecken mehr.“

Aber die Flüchtlinge mußten zurück, denn der Krieg war offiziell beendet. Sie packten ihre Sachen und bereiteten sich mit sehr gemischten Gefühlen auf das Leben in der alten Heimat vor. Elvis, Ivica und ihre Familie bekamen ein Haus in den Bergen, 260 km von Sarajevo zugewiesen. Es hatte vorher Serben gehört.

Im Sommer 2001 gab es ein erstes Wiedersehen zwischen der Deutschlehrerin aus Osnabrück und der Familie von Elvis und Ivica in Sarajevo. Elvis war mittlerweile 18 und ging zu diesem Zeitpunkt zur Berufsschule, um Automechaniker zu werden und Ivica, der 16 war, begann sein letztes Hauptschuljahr. Sie schwärmten von der Zeit in Osnabrück. Es war für sie eine Zeit des Lernens, der relativen

Sicherheit und Ruhe. Ihre beruflichen Perspektiven in Bosnien sind unsicher. Es gibt keine Arbeitsplätze und sie müssen sich mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen.

Bei einem zweiten Wiedersehen im Herbst hatte sich schon wieder Einiges verändert. Elvis hat mittlerweile Arbeit als Lastwagenfahrer gefunden und eine Freundin. Ivica spielt immer noch gern Fußball und fand einen Praktikumsplatz in einer Schlosserei. Er hat Aussicht, dort auch eine Lehre zu machen. Ihr Vater arbeitet in einem Betrieb, der Blumenerde abfüllt. Die Schwester geht weiterhin zur Schule. Sie vermisst ihre Freundinnen in Osnabrück und die Mutter ist sehr traurig darüber, dass viele Nachbarn und neue Bekannte gleich wieder weiterziehen, weil sie keine Arbeit finden.

Anke Fedrowitz, Fachberaterin für
interkulturelle Bildung,
Osnabrück

Zahra D. aus Teheran, heute in Hannover lebend

„Ich beantrage Asyl“

Herkunft und Flucht

1963 wird Zahra in Teheran, der Hauptstadt Irans, geboren. Ihr Vater ist Arzt, ihre Mutter ist Hausfrau;

Zahra wächst mit vier Geschwistern auf.

Mit 15 Jahren wird sie politisch aktiv. „*Revolution ist wie ein Fieber, das man überall spüren kann. Überall sind neue Denkrichtungen wie Pilze aus dem Boden hochgekommen.*“ Zahra schließt sich einer linken Partei an, heiratet mit 16, wird mit 17 Mutter, läßt sich mit 18 Jahren scheiden. Nach iranischem Gesetz wächst das Kind bei seinem Vater bzw. bei dessen Eltern auf. Mit 19 Jahren wird Zahra wegen politischer Aktivität verhaftet und – wie sie sagt „für einen Appel und ein Ei“ zum Tode verurteilt. Das Urteil wird nicht vollstreckt, Folter bleibt ihr im Gefängnis dagegen nicht erspart. Nach 28 Monaten wird sie freigelassen. Vorher wird sie darüber informiert, dass im Falle einer zweiten Verhaftung die Todesstrafe sofort vollstreckt würde. Trotzdem arbeitet sie aktiv in einer Frauengruppe, verteilt illegal Flugblätter, entschließt sich aber nach erneuter Verfolgung zur Flucht. Ein bezahlter Menschenhändler, auch „Schlepper“ genannt, bringt sie mit drei anderen politischen Flüchtlingen in die Türkei, „zu Fuß, mit Eseln, auf Pferden, zum Teil mit Autos.“ Sie lebt mehrere Wochen in Unsicherheit und ist „natürlich voller Ängste“. Als Fluchtgepäck hat sie ein wenig Wäsche, Brot, einen Ring und Bücher mitgenommen: Romane von Romain Rolland, die ihr viel bedeuten. „Die Bücher waren, glaube ich, mit ‚geistiger‘ und mein ‚seelischer‘ Koffer. Nicht nur der Körper flüchtet, auch der Geist und die Seele flüchten.“

Ankunft und Zwischenstation

In der Türkei beschafft sie sich einen falschen Pass, erhält ein Visum für die damalige DDR und kauft ein Flugticket für Ostberlin. Dort angekommen wird sie sofort mit anderen politischen Flüchtlingen „in den Bus gesetzt, in die Friedrichstraße gebracht und in den Westteil importiert sozusagen. So bin ich am 11. Mai 1986 in Deutschland angekommen in Westberlin. Ich habe gesagt: „Ich beantrage Asyl“. Diese Worte hatte ich gelernt, die hatten wir alle aufge-



Ein modernes Wohnheim wurde von der Stadt Peine errichtet. Es beherbergt ausländische Flüchtlinge, Asylsuchende und Spätaussiedler

schrieben bekommen. Sie haben mich aufgenommen und zur Polizei gebracht.“

In Berlin lebt sie in einem alten Krankenhaus, das als Flüchtlingswohnheim genutzt wird – mit großen Sälen, „voller Betten, zweietagige Betten“. Zahra läuft in den Straßen herum oder liegt auf ihrem Bett und liest ihre Romane, spricht mit Landsleuten. Sie ist einerseits neugierig, „aber irgendwie auch betäubt“.

Nach ca. sechs Wochen in Berlin wird sie dem Ort Velbert in Nordrhein-Westfalen zugeteilt. „Das war eine kleine Stadt. Die Menschen hatten völlige Angst vor uns. Ich konnte das überhaupt nicht verstehen. Ich vergesse das nie.“ Sie verbringt dort 18 Monate in einem Flüchtlingswohnheim, bis im Dezember 1987 ihr Asylantrag positiv entschieden also anerkannt wird.

Nun darf sie ihren Wohnort selber wählen und beschließt, nach Hannover zu ziehen, weil es dort eine große feministische iranische Gruppe gibt.

Neubeginn und Leben in der zweiten Heimat

„Ich bin im März 1988 nach Hannover gekommen, in meinem 25. Lebensjahr.“ Nach der Anerkennung ihres Asylantrages steht ihr jetzt, nach zwei Jahren Aufenthalt in Deutschland, zum erstenmal ein Sprachkurs zu. Ein

Jahr lang geht sie zur Otto-Benecke-Stiftung, sie lernt die deutsche Sprache auch, um sich „verteidigen zu können, im Sozialamt, auf der Straße.“ Ihr iranisches Abitur wird in Deutschland mit dem Hauptschulabschluss gleichgesetzt. Zahra geht nach dem einjährigen Sprachkurs zur Realschule. „Da habe ich wieder mit 15Jährigen zusammen auf einer Bank gesessen. Die haben mich immer ‚Großmutter‘ genannt. Das fand ich süß. Es war für mich aber auch eine grausame Zeit.“

Zahra konzentriert sich trotz vieler Krankheiten auch weiterhin auf ihre schulische Laufbahn mit dem Ziel, später zur Universität gehen zu können. Nach Fachoberschule und Immaturenprüfung studiert sie Kulturpädagogik in Hildesheim. „Während meines Studiums wohnte ich in Hannover, ich war Pendlerin. Ich bin an der Uni ziemlich allein geblieben, häufig stand mein Iranerin-Sein, mein Orientalin-Sein im Vordergrund. Wenig Menschen interessierten sich für mich. Ich sehnte mich danach, mit meinen Kommilitoninnen hinter dem Rücken von ‚Profs‘ zu reden, zu schimpfen, zu quatschen, in Kneipen zu gehen – aber nein. Immer war die erste Frage: ‚Und, was ist da unten los? Du kommst doch aus dem Iran.‘ Ich war eine Exotin.“

Nach dem Studium arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hildesheim. Daneben ist

sie wie schon während des Studiums als freie Dozentin in der Erwachsenenbildung tätig, zu Themen wie Rassismus, deutsche Identität, Vorurteile. Damit versucht sie auch, „ein Stückchen Vergangenheit zu verarbeiten.“

Zahra, die zu Beginn ihres Exils dachte, sich auf eine kurze, vorübergehende Zeit in Deutschland einrichten zu können, ist hier geblieben. Sie hat inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit, fühlt sich hier zu Hause, wengleich sei immer wieder Fremdheitserfahrungen macht, „weil ich anders aussehe, weil ich eine Frau bin, weil ich aus einem anderen Kulturraum komme, weil ich einen Akzent habe und vieles andere. Es erinnert mich tagtäglich daran, dass ich eigentlich nicht hierher gehöre. – Natürlich gehöre ich hierher. Ich bin 38, bin seit 15 Jahren hier. Das ist über ein Drittel meines Lebens. Ich fühle mich hier verbunden und ich weiß, dass auch hier genug Menschen sind, die freuen sich, dass ich hier bin. Und ich sehe sie tagtäglich. Ich sehe aber auch andere Menschen, aber darauf werde ich mich nicht einlassen.“

Zahras Eltern leben weiterhin im Iran, ihre vier Geschwister leben in Kanada, Schweden und ebenfalls in Deutschland als politische Flüchtlinge.

Flüchtlinge heute

Zahlen und Erläuterungen

Das deutsche Ausländer- und Asylrecht unterscheidet folgende Gruppe von Flüchtlingen, die in der Bundesrepublik Deutschland leben:

	1999	2000
Asylberechtigte werden nach Artikel 16a Abs. 1 GG als politisch Verfolgte anerkannt. Sie haben den Nachweis erbracht, dass sie von gezielten Verfolgungsmaßnahmen durch staatliche Organe im gesamten Gebiet ihres Herkunftslandes betroffen sind.	185000	165000
Asylberechtigte haben einen Anspruch, ihre Familienangehörigen nach Deutschland zu holen.	130000	130000
Konventionsflüchtlinge nach den Bestimmungen der Genfer Flüchtlingskonvention sind Personen, die sich aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung außerhalb des Landes befinden.	44000	54000
Kontingentflüchtlinge sind im Rahmen humanitärer Hilfsaktionen aufgenommene Flüchtlinge. Ihnen wird ein dauerhaftes Bleiberecht in der Bundesrepublik Deutschland gewährt, ohne dass sie sich zuvor einem Anerkennungsverfahren unterziehen mussten.	9500	8000
Ausländer mit einer Aufenthaltsbefugnis nach § 30 oder § 32 AuslG haben in der Regel eine Bleibeperspektive in Deutschland. Anders als die Duldung kann die aus humanitären Gründen erteilte Aufenthaltsbefugnis in eine Aufenthaltsverfestigung münden	124000	14000
De facto Flüchtlinge sind die größte Flüchtlingsgruppe. Diese Personen sind im Besitz einer Duldung und haben entweder keinen Asylantrag gestellt oder ihr Asylantrag ist abgelehnt worden. Ihre Abschiebung wurde vorübergehend ausgesetzt, weil ihrer Abschiebungen verbindliche völkerrechtliche Verpflichtungen entgegenstehen, im Herkunftsland eine erhebliche konkrete Gefahr für Leib, Leben oder Freiheit besteht.	255000	225000
Asylbewerber	264.000	200.000
Flüchtlinge aus Bosnien und Herzegowina (zumeist mit Duldung)	50.000	40.000
Gesamtzahl	1,2 Mio	1,1 Mio

Angaben nach: „Daten und Fakten zur Ausländersituation, Berlin Februar 2002, hrsg.: Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen. (www.bundesauslaenderbeauftragte.de).

Asylsuchende

Die Aufnahme der Asylsuchenden durch die einzelnen Bundesländer ist nach Quoten geregelt. Niedersachsen muss 9,3 Prozent der Bewerber aufnehmen, im Jahr 2000 waren dies 7015 Menschen, 2001 8210 Menschen. Im Bundesgebiet wurden 2001 88.287 Erstanträge von Asylsuchenden und 30.019 Folgeanträge gestellt.

2001 traf das „Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge“ 107193 Entscheidungen über Asylanträge, nur 5716 Anträge wurden anerkannt, das sind 5,33%, im Jahre 2000 wurden nur 2,96% der Anträge anerkannt. Etwa 18000 Menschen erhielten 2001 aber einen Abschiebungsschutz, die Zahl der abgelehnten Anträge lag bei 55404 (51,68%).

Nachdem der Zugang aus dem Irak als stärkstem Herkunftsstaat von Asylbewerbern bereits im Jahr 2000 um 33,9% anstieg, war im Jahr 2001 sogar eine Steigerung um 48,0% zu verzeichnen. Mit 17.167 Personen wurden im Jahr 2001 so viel irakische Asylbewerber gezählt wie in keinem Jahr zuvor.

Die Zahl der Asylbewerber aus der Türkei als zweitstärkstem Herkunftsstaat stieg im Jahr 2001 um 21,2% auf 10.869. 85% dieser Asylbewerber waren Kurden.

Auf Platz 3 der Hauptherkunftsstaaten stand im Jahr 2001 die Bundesrepublik Jugoslawien. Der Zugang von Asylbewerbern ging um 30,2% auf 7.758 Personen zurück. 40,2% waren Kosovo-Albaner, 34,6% Roma und 3,6% Serben.

Bei den Hauptherkunftsstaaten stiegen die Zugänge prozentual am stärksten aus der Russischen Föderation mit 63,7% und Vietnam mit 59,6%; am stärksten sanken die Zugänge aus der Bundesrepublik Jugoslawien mit –30,2% und aus dem Iran mit –29,2%.

Quelle: Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge, Statistiken: www.bafg.de.

Materialien

M 1 Als Flüchtling in der Bundesrepublik Deutschland

- Was bedeutet Flucht?

Menschen auf der Flucht vor Krieg und Bürgerkrieg fliehen, um ihr Leben zu retten. Meist haben sie nicht viel Zeit, Dinge mitzunehmen, an denen ihr Herz hängt oder die sie brauchen. Oft verlieren sie Eltern, Kinder und andere Verwandte in den Wirren der Flucht oder durch Tod. Meist verlieren sie ihr zu Hause und nicht immer können sie zurückkehren, weil der Krieg immer wieder aufflackert oder weil sie inzwischen ein anderes Zuhause gefunden haben. Zum Zeitpunkt der Flucht wissen sie nicht, wo sie bleiben werden, wer sie aufnehmen wird und wie ihr Leben weitergehen wird. Meist fliehen sie im Land selbst von einem Ort zum anderen oder in Nachbarländer. So kamen Anfang der 90iger Jahre zum Beispiel Menschen aus Bosnien nach Deutschland. Wie es

einigen von ihnen ergangen ist und heute ergeht, erzählt die Geschichte von Elvis und Ivica. Auch aus Afghanistan flohen und fliehen Menschen. Die meisten von Ihnen sind aus Pakistan und dem Iran.

- Wer ist ein Flüchtling?

In der Alltagssprache ist jeder ein Flüchtling, der seine Heimat unfreiwillig verlassen muss und dadurch den Schutz seines Heimatstaates im Ausland verliert. Menschen fliehen aber nicht alle aus denselben Gründen und das hat unter Umständen erhebliche Auswirkungen darauf, welcher Staat sie aufnimmt oder abweist und ob sie bleiben dürfen oder nicht. So wird unterschieden zwischen Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlingen und politischen Flüchtlingen. In jedem Fall bedürfen Flüchtlinge des Schutzes der internationalen Staatengemeinschaft, denn sie sind meist ohne Besitz, ohne Rechte und oft ohne die notwendigste Versorgung um weiterleben zu können.

Während der Verfolgung von Juden,

Intellektuellen und politisch Andersdenkenden in Deutschland während der Jahre 1933-1945, flohen viele Menschen aus Deutschland in die europäischen Nachbarstaaten. Dort wurden sie oft an der Grenze abgewiesen und in den sicheren Tod zurückgeschickt. Oder sie warteten vergeblich auf ein Einreisevisum für ein Land in Übersee und wurden von Hitlers Soldaten während des Zweiten Weltkrieges eingeholt.

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 flohen mehr als 2,5 Millionen Deutsche vor den heranrückenden Truppen der Sowjetunion aus dem Osten Europas nach Deutschland. 1948 wurden in den vier Besatzungszonen etwa 12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene gezählt.

Aber Flüchtlinge gab es zu dem Zeitpunkt auch in China, später in Indien und anderswo auf der Welt. Das Schicksal all dieser Menschen und das Flüchtlingseleid während und nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Vereinten Nationen dazu veranlasst, Wege zu suchen, diesen Menschen Schutz vor Verfolgung zu gewähren.

Im Genfer Flüchtlings-Abkommen von 1951 verpflichten sich die 118 Staaten, die es unterzeichnet haben, dazu, Flüchtlinge aufzunehmen und vor ihren Verfolgern zu schützen. Laut diesem Abkommen ist ein Flüchtling jemand, der aus begründeter Furcht vor Verfolgung aus Gründen der Rasse, der Religion, der Nationalität, der Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe oder der politischen Meinung sein Heimatland verlassen muss.

Darüber hinaus bestimmt das Genfer Abkommen, dass kein Flüchtling über die Grenzen von Gebieten zurückgewiesen werden darf, in denen sein Leben oder seine Freiheit bedroht ist.

- Warum fliehen Menschen?

Weltweit sind augenblicklich ca. 50 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg, Bürgerkrieg und Verfolgung aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen.

- Politische Verfolgung

In der Mehrzahl der Staaten dieser Erde herrscht keine Freiheit oder Demokratie. Menschen, die eine andere Meinung haben, werden schikaniert oder sogar in Gefängnisse gesteckt, geschlagen und gefoltert. Manche werden verschleppt oder getötet. Oft reicht die Zugehörigkeit zu einer Partei oder einer Religionsgemeinschaft aus, um von staatlichen Institutionen diskriminiert oder verfolgt zu werden. Viele Menschen werden auch deswegen verfolgt, weil sie einer bestimmten Volksgruppe angehören, aus rassistischen Gründen. Auch diese Menschen versuchen, in anderen Ländern Zuflucht zu finden.

- Wirtschaftliche Not

Neben Krieg und Bürgerkrieg gibt es noch viele andere Gründe, das eigene Land zu verlassen und einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Zum Beispiel der Kampf um das wirtschaftliche Überleben. 20% der Weltbevölkerung verfügen über 80% der Güter, des Einkommens und des Reichtums dieser Erde. Diese 20% leben mehrheitlich in den USA und Westeuropa.



Notunterkünfte für Flüchtlinge Anfang der 90er Jahre



Ministerpräsident Dr. Ernst Albrecht bei den vietnamesischen Boatpeople in Norden-Norddeich, Juli 1984

In Asien, Afrika und Lateinamerika lebt die Mehrheit der Weltbevölkerung mit existentiellen Überlebensproblemen. In Nordafrika z.B. hat die Mehrzahl der jungen Männer keine Arbeit. Nordafrika ist nah an Europa, dem es wirtschaftlich um so vieles besser geht. Viele junge Männer versuchen daher, Arbeit in Europa zu finden. Sie fliehen vor der wirtschaftlichen Krise ihrer Heimatländer, der Unmöglichkeit, eine Arbeit oder Ausbildung zu finden.

- Umweltprobleme

Und viele Länder werden von Naturkatastrophen heimgesucht, wie z.B. Bangladesch. Durch das Abschmelzen der Pole steigt der Meeresspiegel und ein Land wie Bangladesch wird zunehmend häufiger von immer wiederkehrenden Überschwemmungen verwüstet. Gleichzeitig ist Bangladesch ein Land mit großem Bevölkerungswachstum. Beide Faktoren tragen dazu bei, dass viele Menschen dort kein Auskommen mehr finden können und ihren Lebensunterhalt in anderen Ländern zu verdienen suchen.

- Wie kommen Flüchtlinge nach Deutschland und was passiert dann?

Von den 50 Millionen Flüchtlingen kommen nur ganz Wenige nach Deutschland und noch weniger nach Niedersachsen. 1999 lebten 112.293 Flüchtlinge in Niedersachsen. Davon haben 47.471 Menschen einen sicheren Aufenthalt, d.h. sie dürfen bleiben. Weitere 20.085 dürfen zwar bleiben, haben aber noch kein Daueraufenthaltsrecht. 29.349 Flüchtlinge sind geduldet und 15.388 befinden sich noch im Asylverfahren. Diese Menschen kommen aus vielen unterschiedlichen Ländern. Die meisten aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Aus Vietnam, Syrien, Iran, der Ukraine, Russland und Libanon, Afghanistan, dem Irak und Sri Lanka und vielen anderen Ländern.

Als das Grundgesetz, die Verfassung für die Bundesrepublik Deutschland, 1949 verabschiedet wurde, enthielt es auch eine Bestimmung über das Recht auf Asyl von Flüchtlingen in Deutschland. Diese beruhte auf der Erfahrung der Verfolgung und Nichtaufnahme deutscher Flüchtlinge in Europa während der Herrschaft der Nationalsozialisten. Bis 1993 lautete der Art 16 des Grundgesetzes, Abs. 2, Satz 2 „Politisch Verfolgte genießen Asylrecht“. Seither ist es schwieriger geworden für Asylsuchende dieses Recht in Anspruch zu nehmen, denn aus innenpolitischen Gründen wurde das Grundgesetz geändert. der Artikel 16a lautet nun: „(1) Politisch Verfolgte genießen Asylrecht. (2) Auf Absatz 1 kann sich nicht berufen, wer aus einem Mitgliedstaat der Europäischen Gemeinschaften oder aus einem anderen Drittstaat einreist, in dem die ... Rechtsstellung der Flüchtlinge ... sichergestellt ist.“

Die meisten Flüchtlinge versuchen entweder über den größten Flughafen in Deutschland in Frankfurt einzureisen oder sie kommen auf dem Landweg von Russland, durch Polen über die Oder. Um in ein anderes Land einzureisen, braucht man gültige Ausweispapiere, in der Regel einen Pass. Menschen, die aus einem Land fliehen müssen, können sich aber oft diese Papiere im Heimatland nicht besorgen. Entweder weil Krieg herrscht oder sie



Unterbringung von Flüchtlingen in einer Turnhalle in Hannover

verhaftet werden könnten oder es viel zu lang dauert bis sie einen bekämen oder sie die Geldforderungen eines korrupten Beamten nicht erfüllen können.

„Der Pass ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustande wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustandkommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.“

*Bertolt Brecht,
Flüchtlingsgespräche*

Also versuchen manche Menschen ohne Papiere zu reisen oder aber sie kaufen falsche Papiere. Außer Staatsbürgern der USA, Kanadas, der

Europäischen Union und einigen wenigen anderen Ländern, benötigen alle Einreisenden nach Deutschland einen gültigen Pass und ein Visum. Das Visum erlaubt Ihnen die Einreise und den Aufenthalt in diesem Land und muss daher vorher bei einer deutschen Botschaft beantragt werden. Flüchtlinge können dies in aller Regel nicht tun. Sie kommen daher meist ohne Visum, manchmal ohne Pass oder mit einem falschen Pass.

Wenn sie dann in Frankfurt landen, werden sie von den Beamten des Bundesgrenzschutzes festgehalten. Wenn sie um Asyl bitten, wird zuerst geprüft, ob sie aus einem sicheren Drittstaat kommen. (Vergl. Artikel 16a GG weiter oben). Wenn also ein Eritreer erst in den Sudan flieht, von da aus dann nach Italien und erst von Italien aus nach Deutschland kommt, darf er hier nicht einreisen und wird wieder nach Italien zurückgeschickt.

Wenn ein Flüchtling aus einem verfolgungsfreien Heimatstaat kommt, wie z.B. Bulgarien oder Senegal oder

Ghana, usw., kommt er in das so genannte „Schnellverfahren“. Innerhalb von zwei Tagen wird sein Asylantrag von einem Richter geprüft. Wenn dann entschieden wird, dass er nicht verfolgt ist, wird er zurückgewiesen und abgeschoben.

Wenn das Verfahren länger dauert, wird er erkennungsdienstlich behandelt, kommt dann in eine Sammelunterkunft und darf dort den Ausgang des Verfahrens abwarten.

Flüchtlinge, die gültige Ausweispapiere haben, die nicht aus einem sicheren Drittstaat oder einem verfolgungsfreien Staat kommen, dürfen einreisen und ihr Asylverfahren von einer Sammelunterkunft aus betreiben.

Die Menschen, die über die Oder, der Grenze zwischen Polen und Deutschland, versuchen nach Deutschland zu kommen, haben oft abenteuerliche Fluchtwege per Flugzeug, Auto, in Containern und zu Fuß hinter sich. Manche sterben sogar auf dem Weg durch Russland, Polen oder ertrinken im Fluss. Die meisten kommen in Gruppen, die von Fluchthelfern geführt werden, die sich teuer dafür bezahlen lassen.

Die ersten deutschen Menschen, auf die ein Flüchtling trifft, sind in der Regel die Beamten des Bundesgrenzschutzes. Die Flüchtlinge treffen weiterhin auf den Beamten des Bundesamtes für die Anerkennung von Flüchtlingen, bei dem sie ihre Flucht begründen müssen und beweisen müssen, dass sie verfolgt sind. Oft wird ihr Antrag wegen nicht ausreichender Gründe abgelehnt. Dann müssen Anwälte helfen, die sich in dem komplizierten Asylverfahrensgesetz auskennen und schließlich müssen Richter an Verwaltungsgerichten darüber entscheiden, ob die Entscheidung des „Bundesamtes für die Anerkennung von Flüchtlingen“ zu recht erfolgt ist oder nicht. Wenn die gerichtliche Nachprüfung ergibt, dass das Bundesamt falsch entschieden hat, was sich öfter herausstellt, hat der Flüchtling es geschafft. Jetzt wird er anerkannt und bekommt eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis. Jetzt kann er frei wählen, wo er wohnen möchte und braucht keine Angst mehr vor einer Abschiebung zu haben.

Viele Flüchtlinge warten Jahre auf den Ausgang ihres Verfahrens. In dieser

Zeit sind sie meist in einer Gemeinschaftsunterkunft untergebracht, wo sie oft mit anderen, fremden Flüchtlingen ein Zimmer teilen müssen. Von 1997 bis 2000 durften Flüchtlinge während ihres Verfahrens nicht arbeiten. Seit 2000 können sie unter ganz bestimmten Umständen die Erlaubnis erhalten, zu arbeiten. Das Verfahren ist aber so kompliziert, dass Flüchtlinge es meist schwer haben, einen Arbeitsplatz zu finden. Asylsuchende und Flüchtlinge dürfen sich nur im Landkreis ihrer Unterkunft aufhalten. Flüchtlinge und Asylsuchende bekommen auch nicht Sozialhilfe wie deutsche Staatsbürger oder Migrantinnen bzw. Migranten. Sind sie erst kurze Zeit hier und noch in einer Zentralen Anlaufstelle, erhalten sie nur Sachleistungen und ein geringes Taschengeld von 40–80 DM im Monat. Sie können auch nicht einfach zum Arzt gehen, wenn sie krank sind. Das Sozialamt übernimmt meist nur die Kosten für Behandlungen, die absolut notwendig sind. Kinder müssen zur Schule gehen, wenn die Familie einer Stadt oder einem Bezirk zugewiesen sind.

- Menschen ohne Papiere und Aufenthaltserlaubnis

Viele abgelehnte Asylbewerber tauchen unter und leben im Verborgenen. Andere Menschen, die mit einem Touristenvisum gekommen sind, bleiben hier und leben dann weiter in Deutschland ohne die nötigen Erlaubnisse. Wer in der Bundesrepublik leben und arbeiten will und kein europäischer Staatsangehöriger ist, braucht eine Aufenthalts- und eine Arbeitserlaubnis. Nach Schätzungen leben ungefähr eine Millionen Menschen in Deutschland, die weder das eine noch das andere haben. Sie leben im Schatten, sind immer auf der Hut, dass sie nicht von der Polizei kontrolliert werden, sie können kein Bankkonto eröffnen und keine Wohnung mieten, sie können nicht zum Arzt gehen, wenn sie krank sind und sie arbeiten oft in Haushalten, auf Baustellen und in Gaststätten. Wenn sie ihren Lohn nicht bekommen, was öfter geschieht, haben sie keine Möglichkeit, zum Gericht zu gehen und ihn einzuklagen.

Doris Pfeiffer-Pandey

M 2 Genfer Flüchtlingskonvention, GFK

Mindeststandards im Umgang mit Flüchtlingen setzt das Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28. Juli 1951 (Genfer Flüchtlingskonvention, GFK).

Da internationales Recht im Zweifelsfall dem nationalen Recht übergeordnet ist und die Bundesrepublik zu den Erstunterzeichnern dieser Konvention gehört, spielt die GFK bei allen Auseinandersetzungen über das Asylrecht eine entscheidende Rolle. So z.B. der Art 33 Abs. 1, das so genannte Non-Refoulement. Das bedeutet, dass ein Flüchtling nicht in Gebiete aus- oder zurückgewiesen werden kann, in denen ihm Verfolgung droht.

Artikel 32

Ausweisung

1. Die vertragschließenden Staaten werden einen Flüchtling, der sich rechtmäßig in ihrem Gebiet befindet, nur aus Gründen der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung ausweisen.
2. Die Ausweisung eines Flüchtlings darf nur in Ausführung einer Entscheidung erfolgen, die in einem durch gesetzliche Bestimmungen geregelten Verfahren ergangen ist. Soweit nicht zwingende Gründe für die öffentliche Sicherheit entgegenstehen, soll dem Flüchtling gestattet werden, Beweise zu seiner Entlastung beizubringen, ein Rechtsmittel einzulegen und sich zu diesem Zweck vor einer zuständigen Behörde oder vor einer oder mehreren Personen, die von der zuständigen Behörde besonders bestimmt sind, vertreten zu lassen.

- Die vertragschließenden Staaten werden einem solchen Flüchtling eine angemessene Frist gewähren, um ihm die Möglichkeit zu geben, in einem anderen Lande um rechtmäßige Aufnahme nachzusuchen. Die vertragschließenden Staaten behalten sich vor, während dieser Frist diejenigen Maßnahmen anzuwenden, die sie zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung für zweckdienlich erachten.

Artikel 33

Verbot der Ausweisung und Zurückweisung

- Keiner der vertragschließenden Staaten wird einen Flüchtling auf irgendeine Weise über die Grenzen von Gebieten ausweisen oder zurückweisen, in denen sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht sein würde.
- Auf die Vergünstigung dieser Vorschrift kann sich jedoch ein Flüchtling nicht berufen, der aus schwerwiegenden Gründen als eine Gefahr für die Sicherheit des Landes anzusehen ist, in dem er sich befindet, oder der eine Gefahr für die Allgemeinheit dieses Staates bedeutet, weil er wegen eines Verbrechens oder eines besonders schweren Vergehens rechtskräftig verurteilt wurde.“

M 3 Das Recht auf Asyl im Grundgesetz (GG)

1949, 4 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Nazi-herrschaft in Deutschland, wurde das Grundgesetz verabschiedet und das Asylrecht in Artikel 16 geregelt, der bis 1993 galt.

Artikel 16, Absatz 2 Satz 2 GG (bis 1993)

Politisch Verfolgte genießen Asylrecht

1993 wurde das Asylrecht im Artikel 16 a GG neu gefasst.

Artikel 16 a GG (ab 1993)

- (1) Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.
- (2) Auf Absatz 1 kann sich nicht berufen, wer aus einem Mitgliedstaat der Europäischen Gemeinschaften oder aus einem anderen Drittstaat einreist, in dem die Anwendung des Abkommens über die Rechtsstellung der Flüchtlinge und der Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten sichergestellt ist. Die Staaten außerhalb der Europäischen Gemeinschaften, auf die die Voraussetzungen des Satzes 1 zutreffen, werden durch Gesetz, das der Zustimmung des Bundesrates bedarf, bestimmt. In den Fällen des Satzes 1 können aufenthaltsbeendende Maßnahmen unabhängig von einem hiergegen eingelegten Rechtsbehelf vollzogen werden.
- (3) Durch Gesetz, das der Zustimmung des Bundesrates bedarf, können Staaten

bestimmt werden, bei denen auf Grund der Rechtslage, der Rechtsanwendung und der allgemeinen politischen Verhältnisse gewährleistet erscheint, dass dort weder politische Verfolgung noch unmenschliche oder erniedrigende Bestrafung oder Behandlung stattfindet. Es wird vermutet, dass ein Ausländer aus einem solchen Staat nicht verfolgt wird, solange er nicht Tatsachen vorträgt, die die Annahme begründen, dass er entgegen dieser Vermutung politisch verfolgt wird.

(4) Die Vollziehung aufenthaltsbeendender Maßnahmen wird in den Fällen des Absatzes 3 und in anderen Fällen, die offensichtlich unbegründet sind oder als offensichtlich unbegründet gelten, durch das Gericht nur ausgesetzt, wenn ernstliche Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Maßnahme bestehen; der Prüfungsumfang kann eingeschränkt werden und verspätetes Vorbringen unberücksichtigt bleiben. Das Nähere ist durch Gesetz zu bestimmen.

(5) Die Absätze 1 bis 4 stehen völkerrechtlichen Verträgen von Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaften untereinander und mit dritten Staaten nicht entgegen, die unter Beachtung der Verpflichtungen aus dem Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge und der Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten, deren Anwendung in den Vertragsstaaten sichergestellt sein muss, Zuständigkeitsregelungen für die Prüfung von Asylbegehren einschließlich der gegenseitigen Anerkennung von Asylentscheidungen treffen.

M 4 Auszug aus einem Ablehnungsbescheid des Bundesamts für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge:

In dem Asylverfahren des Herrn XY geb. am 2. 1. 1964 in Diyarbakir, wohnhaft in AB, vertreten durch ./ (Anmerkung: er hatte keinen Anwalt), ergeht folgende ENTSCHEIDUNG:

1. Der Antrag auf Anerkennung als Asylberechtigter wird abgelehnt.
2. Die Voraussetzungen des §51 Abs. 1 des Ausländergesetzes liegen nicht vor.
3. Abschiebungshindernisse nach §53 des Ausländergesetzes liegen nicht vor.
4. Der Antragsteller wird aufgefordert, die Bundesrepublik Deutschland innerhalb eines Monats nach Bekanntgabe dieser Entscheidung zu verlassen; im Falle einer Klageerhebung endet die Ausreisefrist einen Monat nach dem unanfechtbaren Abschluss des Asylverfahrens. Sollte der Antragsteller die Ausreisefrist nicht einhalten, wird er in die Türkei abgeschoben. Der Antragsteller kann auch in einen anderen Staat abgeschoben werden, in den er einreisen darf oder der zu seiner Rücknahme verpflichtet ist.

Es geht mir gut (Auszug)

Ich werde verfolgt
konnte fliehen
andere nicht
bin froh
Es geht mir gut
viele hungern
ich lebe
Es geht mir gut

Asylverfahren läuft
Angst und Hoffnung
Zweifel und Zuversicht
abwarten und Tee trinken
Es geht mir gut

Ali erhängt sich
ich heule
ich lache
ich weine
ich schweige
taste den Puls
Es geht mir gut

Steine fliegen
Glasscheiben zersplittern
es raucht
Flammen aus Häusern und
Zimmern funken
Menschen verbrennen
das sind andere
Es geht mir gut

Angst
Schlaflosigkeit
auf die Kinder aufpassen
wachhalten
Tag und Nacht
wir leben noch
Es geht mir gut

viele Menschen
viele Lichterketten
erhellen uns den Weg
für uns alle
für alle Menschen
das tut gut!
Leute, bitte
mehr Mut!

*Wafa Salman,
Irak*

Nachgefragt

1. Was geschieht, wenn ein Flüchtling eingereist ist und einen Asylantrag gestellt hat?
2. Diskutiert die Frage, welche Gründe Menschen haben können, sich den Gefahren der Illegalität (so nennt man ihren Status in der Amtssprache) auszusetzen.
3. Welche Gründe sind nachvollziehbar und welche könnt Ihr nicht nachvollziehen?
4. Diskutiert das Interesse des Staates daran, Zuwanderung zu kontrollieren und das Interesse von Menschen, ein menschenwürdiges Leben zu führen.
5. Gibt es in Eurer Familie oder in Eurem Bekanntenkreis Menschen, die geflohen sind? Habt Ihr sie einmal nach ihrer Fluchtgeschichte gefragt?
6. Verändert eine solche Erfahrung einen Menschen?
7. Was haben sie verloren? Was haben sie gewonnen?
8. Was unterscheidet einen arbeitslosen Flüchtling von arbeitslosen Migranten oder Deutschen? Was haben sie gemeinsam?

Zusammenleben

Einheimische, die seit vielen Generationen auf dem Gebiet des heutigen Niedersachsens zu Hause – doch mitunter auch Nachfahren zugewanderter Fremder – sind, Flüchtlinge und Vertriebene sowie deren Nachkommen, Arbeitsmigranten mit der zweiten und dritten Generation, Aussiedler sowie Spätaussiedler mit Familien, ausländische Flüchtlinge und zu weiteren Zuwanderergruppen gehörende Menschen leben in Niedersachsen.

In vielen Lebensbereichen ist das Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten zur Normalität geworden. In der Schule, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in Vereinen haben sich freundschaftliche Beziehungen entwickelt. Menschen verschiedener Herkunft schließen Ehen miteinander, gründen Familien über nationale, kulturelle, religiöse Grenzen hinweg. Das bunte Zusammenleben funktioniert. Gleichwohl gibt es auch Störungen und Befremdungen. Alltägliche Diskriminierung und gewalttätige Fremdenfeindlichkeit, unzureichende Kenntnis der deutschen Sprache und ein Rückzug in die eigene Kolonie, Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt oder in der Möglichkeit politischer Teilhabe erschweren das Zusammenleben in der Zuwanderungsgesellschaft. Einzelpersonen, Vereine, Institutionen, Wohlfahrtsverbände und andere haben sich in den vergangenen Jahrzehnten engagiert eingesetzt und viel geleistet, um Störungen zu reduzieren, um Unterstützung zu geben und Befremdungen entgegenzuwirken, um Benachteiligungen zu benennen und abzubauen, um das Zusammenleben in Vielfalt zu erleichtern. Doch das allein reicht nicht aus. Wissenschaftler aus der Migrationsforschung weisen immer wieder darauf hin, dass ein Gesamtkonzept fehlt. Zuwanderung und Integration sollten als gegenwärtig und wohl auch künftig besonders wichtige Gestaltungsaufgaben akzeptiert werden. Integration muss langfristig gefördert und gefordert werden.



Zusammen sitzen

Was ist Integration?

Integration ist der Prozess einer möglichst umfassenden politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Teilhabe von Zuwanderinnen und Zuwanderern unter Respektierung kultureller Vielfalt. Dies setzt zweierlei voraus: dass die Migranten bereit sind, Kenntnisse in der deutschen Sprache, in den politischen und kulturellen Strukturen sowie dem Wertesystem der Bundesrepublik zu erwerben, und dass andererseits die Aufnahmegesellschaft bereit ist, die hierfür notwendigen rechtlichen und sozialen Rahmenbedingungen zu schaffen.

Zusammenleben von Zugewanderten und Einheimischen

In Deutschland leben rund 7,3 Millionen Ausländerinnen und Ausländer, das sind etwa 9% der Gesamtbevölkerung. Die meisten von ihnen kamen hierher, weil sie als Arbeitskräfte in Deutschland gebraucht und angeworben wurden (z. B. aus Italien, Jugoslawien und der Türkei). Bei vielen zogen später die Familien nach, und sie leben bereits in der dritten Generation unter uns. Rund 1,1 Millionen aller zugewanderten Menschen mussten wegen Krieg oder Verfolgung ihre

Heimat verlassen und leben nun als Asylsuchende und Flüchtlinge in Deutschland.

In vielen unserer Lebensbereiche ist das Zusammenleben von einheimischen Deutschen und Menschen anderer Herkunft zur Selbstverständlichkeit geworden. In der Schule, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder im Verein haben sich kollegiale oder freundschaftliche Beziehungen entwickelt.

Nach wie vor aber werden in Deutschland so genannte Fremde angefeindet oder benachteiligt. Manche werden von Rechtsradikalen auf offener Straße angepöbelt und verprügelt. Viele haben es schwer, einen Arbeitsplatz oder eine Ausbildungsstelle zu finden, nur weil sie nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen. Andere wiederum werden bei der Wohnungssuche zurückgewiesen, weil sie z. B. eine dunkle Hautfarbe haben.

In vielen Projekten, die von der Universität Oldenburg betreut werden, haben wir die Erfahrung gemacht, dass Integration und friedliches Zusammenleben am besten dadurch erreicht wird, in dem man den Zugewanderten Möglichkeiten zu Qualifizierung und Teilhabe bietet. Zu den

Voraussetzungen für ein gleichberechtigtes Miteinander gehört zum Beispiel, den Zugewanderten eine schulische und berufliche Ausbildung sowie die Sicherung des Lebensunterhalts durch eigene Erwerbstätigkeit zu ermöglichen. Wichtig ist darüber hinaus auch, dass sich Ausländerinnen und Ausländer am öffentlichen Leben – also in Vereinen oder in der Politikbeteiligen und ihre Interessen wahrnehmen können.

Rolf Meinhardt,
Institut für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen,
Carl von Ossietzky-Universität, Oldenburg

Integration durch Kirche

In der Bibel heißt es:

„Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der Herr, euer Gott.“ (3. Mose 19, 33 f)

Von diesem biblischen Zeugnis her geht es Christinnen und Christen darum, Flüchtlinge nicht als „Schmarotzer“ anzusehen, sondern als ebenso Geschöpfe Gottes, wie wir selbst es sind, Gottes Ebenbilder, die oft Botschafterinnen und Botschafter des weltweiten Elends bei uns sind. Wer bei uns zugewandert ist, den wollen wir aufnehmen. Wir muten ihm gleichzeitig eine Integration zu in unser Land und unsere Kultur. Meines Erachtens ist die Fähigkeit deutsch zu sprechen, dafür eine unabdingliche Voraussetzung. Zuwanderung kann in jedem Fall auch Bereicherung sein. Wir können von anderen lernen, andere Kulturen kennen zu lernen, neugierig werden auf Fremdes. Auch die Deutschen, die zu Hunderttausenden unser Land verlassen haben im 20. Jahrhundert, sie haben sich in Namibia, Südafrika, Brasilien, Paraguay, Russland angesiedelt und sind einerseits Einheimische geworden, haben andererseits aber doch deutsche Kultur bewahrt. Das Eigene ken-



Einheimische und Flüchtlinge feiern gemeinsam

nen und im anderen heimisch werden, die Fremden aufnehmen und doch Fremdsein lassen, das ist spannungsvoll, aber nicht ein unüberbrückbarer Gegensatz.

Auch das Zusammenleben von Christen und Muslimen ist meines Erachtens möglich. Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass ich selbst weiß, was sich glaube, und von da aus dialogfähig bin. So entsteht Respekt gegenüber der anderen Religion, aber auch doch ein tiefes verwurzelt sein in der eigenen Religion.

*Margot Käßmann,
Ev.-luth. Landeskirche Hannovers*

Zusammenleben der Religionen in Niedersachsen

Wer Nachrichten hört, könnte schnell zu der Überzeugung kommen, „Religion“ steht vor allem für Streit, Fanatismus und Krieg. Das ist falsch, zumindest nur eine Seite der Medaille: Nur dort, wo Menschen ihren Glauben falsch verstehen, wo sie ihn zum Vorwand nehmen für Hass und Herrschaft – nur dort führt Religion in Streit, nur dort steht Religion dem friedlichen Zusammenleben entgegen.

Die Wirklichkeit der Religion, die Wirklichkeit des Zusammenlebens unterschiedlicher Religionen ist eine andere. Zum Beispiel Niedersachsen:

Hier leben Christen, Juden und Muslime, aber auch Gläubige fernöstlicher Religionen zusammen. Sie leben aber nicht nebeneinander her, sondern wirklich miteinander. Dieses Miteinander drückt sich in vielfältigen „nachbarschaftlichen“ Begegnungen aus, in Diskussionen von Wissenschaftlern und Theologen, in gemeinsamen Veranstaltungen. Meine Erfahrung in Niedersachsen aus allen diesen Begegnungen lautet: Die verschiedenen Religionen haben sicher auch verschiedene Überzeugungen und einen unterschiedlichen Glauben. Aber mehr noch als alle Toleranz verbindet uns trotzdem dies: die Sorge um den Menschen. Die Sorge also um Gerechtigkeit, die Sorge um Solidarität mit den Schwächsten, die Sorge auch dass der Mensch nicht unter die Räder der Wissenschaft und der nackten Ökonomie kommt.

Dieses Miteinander der Religionen in Sorge um den Menschen ist für uns Christen in einer Glaubenserfahrung verwurzelt: Gott ist der Vater aller Menschen; er ist nicht der Gott der Reichen, nicht der Gott der Schwarzen oder der Weißen – er ist der Vater aller Menschen.

Und dieses Miteinander hat eine geschichtliche Erfahrung hinter sich; ich meine das Miteinander von evangelischen und katholischen Christen. Nach dem Kriege, als viele katholische Flüchtlinge nach Niedersachsen kamen, waren es gerade evangelische

Gemeinden, die den Katholiken Gastfreundschaft schenkten. Umgekehrt waren es auch die katholischen Gemeinden in Bayern beispielsweise, die ebenso gastfreundlich gegenüber evangelischen Christen waren. Eben: In Sorge um den Menschen!

Solche Erfahrungen haben uns befähigt, an einer wirklich humanen Gesellschaft mitzubauen. So wird es auch im Miteinander der Religionen sein, wenn wir Europa bauen. Denn schließlich: Europa wird nicht nur in Brüssel gemacht, sondern im dänischen Jütland, in der französischen Provence, im italienischen Calabrien – und eben: in Niedersachsen. Ein wirklich humanes Europa, in dem es sich zu leben lohnt, werden wir bauen, wenn die Religionen miteinander leben. Jedenfalls ist dieses Miteinander unverzichtbar. Denn Europa und also Niedersachsen haben ihren besten Nährboden in christlichen, jüdischen und auch islamischen Traditionen. Gestern wie heute: In Sorge um den Menschen.

*Dr. Josef Homeyer,
Bischof von Hildesheim*

Ihr sollt den Fremdling lieben

Deutschland gehört zu den wenigen Ländern, die auf eine lange Tradition des Zusammenlebens mit anderen Religionen zurückblicken können. Schon Anfang des Mittelalters gab es jüdische Siedlungen, die sich relativ schnell zu organisierten, blühenden Gemeinden entwickelten. Häufig gab es Freundschaften zwischen Rabbinern und christlichen Geistlichen. Ein Beispiel: Die Freundschaft wie zwischen Rabbi Amnon und dem Bischof von Mainz und im 11. Jahrhundert.

Die jüdischen Gemeinden wuchsen zu derartiger Größe, dass aus ihnen die bedeutendsten Gelehrten der jüdischen Tradition hervorgingen. Mainz, Worms, Speyer, Köln usw. sind nur einige Beispiele. Auch wirtschaftlich waren die jüdischen Bürger äußerst erfolgreich; die Familie der Bankiers Rothschild ist der beste und bekannteste Beweis. Ganz besonders auf intellektueller Ebene gab es Schriftsteller, Künstler, Philosophen, die der Stolz ihrer Heimatstädte und Deutsch-

lands waren. Der berühmte Maler Felix Nussbaum, der in Osnabrück lebte, erhielt als stolzer Jude Anerkennung und für seine Kunst. Dies war möglich durch ein gesundes Zusammenleben zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften. Das Rezept: Toleranz von beiden Seiten. Es gibt viele Geschichten über den Einsatz Kaiser Wilhelms II. für jüdische Soldaten, die ihrem Land dienten und trotzdem ihre Religionsgebote einhielten. Nicht zu vergessen, dass die Lutherische Abzweigung des Protestantismus auf deutschem Boden geboren wurde. Moses Mendelsohn, der die Thora (Bibel) in die deutsche Sprache übersetzt hat, wollte mit dieser Arbeit seinen Glaubensgenossen die deutsche Sprache und die deutsche Kultur näher bringen und damit einen Beitrag zur Integration in die deutsche Gesellschaft leisten. Seine Vorstellungen verwirklichten über jedes zuvor von ihm erhoffte Maß.

Wenn sich auch „Integration“ auf „Assimilation“ reimt, so geht es doch um zwei verschiedene Dinge. Integration bedeutet nicht Absage an die eigene Identität, Kultur und Kultus. Integration bedeutet im Gegenteil Bereicherung für beide Seiten. Der eine lernt etwas und der andere bringt etwas bei. Aber beide Seiten behalten ihre Identität, ihre Eigenschaften und ihr kulturelles Erbe.

In den Jahren 1930 bis 1945 verdunkelte sich der Himmel über Deutschland und Europa. Von einer menschenverachtenden Diktatur wurde Angst, Feindlichkeit und Hass propagiert gegen das Unbekannte, das Fremde, gegen alles, was nicht der angeblichen Norm entsprach. Diese Propaganda brachte Tod und Trauer über die Menschen. Über sechs Millionen Juden wurden ermordet. Im Mai 1945 war die Schreckensherrschaft des Dritten Reichs vorbei. Die Überlebenden mussten ihre Wunden heilen und versuchen, wieder miteinander zu leben. Die Zeit der Versöhnung und Aussöhnung, ohne zu vergessen, ist angefangen.

Was nicht zu glauben war, was wie ein Wunder geschah: Etliche Bürger kamen zurück in das Land, was sie als Heimat sahen und wo ihnen das größte Leid zugefügt wurde. Deutschland öffnete seine Grenzen für unterdrück-

te Minoritäten; von einem vertreibenden Land während des Dritten Reichs wurde Deutschland ein Zufluchtsort, an dem von großen Teilen der Bevölkerung Ausländer freundlich aufgenommen wurden. Und noch etwas Unvorstellbares geschah. Der eiserne Vorhang fiel. Die Grenzen öffneten sich für Aussiedler sowie für jüdische so genannte Flüchtlinge aus der ehemaligen UdSSR. Viele Juden kamen nach Deutschland. Die jüdischen Gemeinden in Niedersachsen haben ihre Mitgliederzahlen durch diesen Zuzug vervielfacht. Die neuen Gemeindeglieder bringen etwas mit, was sie mit den alten Mitgliedern und ihren Nachkommen teilen. Diese wiederum sehen ihren neuen Mitbürger als Bereicherung. Dasselbe geschieht auf höherer Ebene zwischen anderen Minderheiten. Aber ist es notwendig zu erwähnen oder zu betonen, dass der andere, der vielleicht (oder ganz bestimmt) nicht ist wie wir, der sich anders kleidet oder der auf eine andere Art und Weise betet, zu einer Minorität gehört? Wir sind Mitmenschen, Mitbürger einer Stadt, eines Landes und eines Staates, die miteinander und nicht gegeneinander leben, besser gesagt leben sollten.

Die in Deutschland lebende Gesellschaft hat zum großen Teil den Sinn des biblischen Gebotes verstanden. Ihr sollt den Fremdling lieben, denn Ihr wart selbst Fremdlinge in Ägypten. Dieses Gebot bezieht sich nicht nur auf die Juden, sondern auch auf die jüdisch-christliche Gesellschaft wie auf die ganze Menschheit. Juden, Katholiken, Orthodoxe, Protestanten, Muslime, Bahais, Buddhisten, Hindus und andere Religionszugehörigkeiten leben in guter Freundschaft zusammen auf unserem Boden. Sind wir schließlich nicht alle als Gottes Ebenbild erschaffen worden? Sind wir nicht alle gleich und unterschiedlich, wie die fünf Finger der Hand?

Toleranz, Respekt, Liebe, Anerkennung und Integration, aber ganz besonders der Wunsch zur Integration sind die Basiszutaten, um in einer gut funktionierenden Gesellschaft leben zu können. Derjenige, der es nicht verstehen kann oder will, soll sich die Worte von Bertolt Brecht anhören: Der Schoß ist fruchtbar

noch, aus dem das kroch ...

*Rabbiner Marc Stern,
Jüdische Gemeinden Osnabrück,
Landesverband der Jüdischen
Gemeinden von Niedersachsen*

Islamische Charta (Auszug)

Vorwort

Der Islam ist keine neue Erscheinung in Deutschland, vor allem ist er keine vorübergehende Erscheinung. Mehr als 3,2 Millionen Muslime leben in Deutschland; viele von ihnen schon in der dritten und vierten Generation. Die meisten Muslime identifizieren sich mit der deutschen Gesellschaft und werden für immer in Deutschland bleiben. Nicht nur für die 500.000 Muslime, die einen deutschen Pass tragen, ist Deutschland Heimat geworden. Alle Muslime fühlen sich nicht als Gäste in einem „Gastland“, sondern als Bürgerinnen und Bürger Deutschlands.

Als große Minderheit in diesem Land haben die Muslime die Pflicht, sich in diese Gesellschaft zu integrieren, sich zu öffnen und über ihre Glaubensbekenntnisse und -praxis mit der Gesellschaft in Dialog zu treten. Die Mehrheitsgesellschaft hat Anrecht darauf zu erfahren, wie die Muslime zu den Fundamenten dieses Rechtsstaates, zu seinem Grundgesetz, zu Demokratie, Pluralismus und Menschenrechten stehen ...

Integration unter Bewahrung der islamischen Identität

Der Zentralrat setzt sich für die Integration der muslimischen Bevölkerung in die Gesellschaft ein, unter Bewahrung ihrer islamischen Identität, und unterstützt alle Bemühungen, die in Richtung Sprachförderung und Einbürgerung gehen.

Eine würdige Lebensweise mitten in der Gesellschaft

Darüber hinaus sieht der Zentralrat seine Aufgabe darin, den in Deutschland lebenden Muslimen in Kooperation mit allen anderen islamischen Institutionen eine würdige muslimi-



Skeptische Blicke

sche Lebensweise im Rahmen des Grundgesetzes und des geltenden Rechts zu ermöglichen. Dazu gehören u.a.:

- Einführung eines deutschsprachigen islamischen Religionsunterrichts,
- Einrichtung von Lehrstühlen zur akademischen Ausbildung islamischer Religionslehrer und Vorbeter (Imane),
- Genehmigung des Baus innerstädtischer Moscheen,
- Erlaubnis des lautsprecherverstärkten Gebetsrufs, Respektierung islamischer Bekleidungsvorschriften in Schulen und Behörden,
- Beteiligung von Muslimen an den Aufsichtsgremien der Medien,
- Vollzug des Urteils des Bundesverfassungsgerichts zum Schächten,
- Beschäftigung muslimischer Militärbetreuer,
- Muslimische Betreuung in medizinischen und sozialen Einrichtungen,
- staatlicher Schutz der beiden islamischen Feiertage,
- Einrichtung muslimischer Friedhöfe und Grabfelder.

*Zentralrat der Muslime
in Deutschland e.V.*

Integration durch Sport

In den 70er Jahren formulierte der organisierte Sport seine Menschen zusammenführende Wirkung mit dem Slogan: **„Sport spricht alle Sprachen“**. Dieses war der werbewirksam zusammengefasste Ausdruck dessen, dass die Akzeptanz von Menschen unterschiedlicher Herkunft sowohl in den Sportvereinen als auch in deren Dachorganisationen bereits damals gelebte Praxis war.

Inzwischen hat man auch auf Seiten der Politik erkannt, dass Deutschland faktisch ein Einwanderungsland ist. In den niedersächsischen Sportvereinen begegnen sich Menschen unterschiedlicher Herkunft und Nationalität im Training, bei Wettkämpfen oder Sportfesten und vielen weiteren Vereinsaktivitäten. Dank des Engagements vieler Vereinsmitglieder sind die Sportvereine ein bedeutsamer Integrationsfaktor. Zuwanderer/innen und Einheimische erleben in den unterschiedlichen Aktionsfeldern des Vereinssports interkulturelle Begegnungen. Auf dem Sportplatz oder in der Umkleidekabine, im Vereinsheim oder auf einer Ferienfreizeit entwickeln Stefan, Shoshana, Peter, Azizen, Markus, Sadet, Vitali, Beate, Miguel und Agnieszka schnell aus Bekanntem und Neuem ein **interkulturelles Miteinander**.

Natürlich treten auch im Sportverein - wie überall, wo Menschen zusammen kommen - Probleme auf. Sehr oft lassen sie sich bereits in Gesprächen zwischen den Betroffenen lösen. Hierzu kann auch der Übungsleiter mit beitragen.

Treten schwerere Probleme aber bereits außerhalb des Sportvereins, also z. B. im Stadtteil auf, so wird der Sportverein als Teil und Spiegelbild der örtlichen Gemeinschaft mit den Problemen vor Ort konfrontiert und gefordert. Hier ist eine Zusammenarbeit mit Fachleuten wie Sozialarbeitern nötig, um derartigen Problemen entgegenwirken zu können. Gerade in diesen Fällen wird sich der organisierte Sport zukünftig noch intensiver als Vermittler und Zusammenführer einbringen, um die sozialen Potenziale des Sports noch stärker nutzbar zu machen.

Alle diese Erfahrungen, Möglichkeiten und Arbeitsprinzipien werden in den Vereinen vor Ort praktiziert und gelebt. Zusätzlich werden sie auch mit Unterstützung des Landes SportBundes in Netzwerke eingebracht, um das hohe ehrenamtliche Engagement noch besser nutzen zu können. Diese Zusammenarbeit mit Partnern auch außerhalb des Sports bewirkt dann sogenannte „Synergieeffekte“, d. h. Ergebnisse, die besser sind als das, was jeder einzeln erreichen könnte. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Mitternachtssport, der nur in Zusammenwirken von z. B. Kreissportbund, Sportverein, Jugendpflege, Streetworkern, Jugendzentren, Schulen und Polizei durchgeführt werden kann. Gerade hierbei treffen sich einheimische und zugewanderte Jugendliche, um gemeinsam diese tollen Angebote wie Streetball, Inline-Skating, Breakdance, Hip Hop oder Fußball zu nutzen.

Wir stellen fest: Der Slogan aus den 70er Jahren bleibt aktuell: „Sport spricht alle Sprachen“.

Definition „Integration“

Integration ist keine Einbahnstraße. Integration bezeichnet den dialogischen Prozess des Ineinander-Aufgehens einer aufnehmenden Mehrheit mit einer darin aufgehenden Minderheit. Das Ergebnis ist ein qualitativer Fortschritt der Gesamtheit.

Mit anderen Worten:

Integration heißt nicht „WIR beziehen EUCH in UNSER Werte-, Normen und Gemeinschaftssystem so ein, dass IHR unsere Regeln übernehmen müsst. Integration heißt vielmehr, das JEDER seine Bedürfnisse und Möglichkeiten äußert und man daraus einen GEMEINSAMEN Weg entwickelt. Diesen zu beschreiten verändert dann die neue Gesamtheit, also sowohl die Mehrheit als auch die Minderheit in einem positiven Sinne.

*Wolf-Rüdiger Umbach,
Landes SportBund Niedersachsen*

„OTTO ADDO KANN NICHT TANZEN.“

Der Fußballstar Gerald Asamoah und der Rapper Afrob kannten sich bisher nur aus dem Fernsehen. Für JETZT, dem im Sommer 2002 eingestellten Jugendmagazin der „Süddeutschen Zeitung“ führten sie ein Gespräch über die Alltagsprobleme von Afrodeutschen und typische Missverständnisse. Hier Auszüge:

Ganz naive Frage: Müssen die Afrodeutschen zusammenhalten, weil das Leben in diesem Land für sie so schwierig ist?

Gerald Asamoah: Ich bin ja nicht gleich mit jedem gut befreundet, nur weil er meine Hautfarbe hat. Aber wir haben alle mit ähnlichen Problemen zu kämpfen. Das macht schon was aus.

Welche Probleme sind das?

Gerald: Es ist der Alltag. Ein Beispiel: Neulich wollte ich mit zwei Freunden und zwei Mädchen Billard spielen. Kommt der Wirt und sagt: „Der Laden ist nur für Stammgäste.“ Da sage ich: „Wie soll ich denn Stammgast werden, wenn du mich wegschickst?“ Sagt der: „Mein Chef sagt, es dürfen nur Stammgäste rein.“ Ein Café für Stammgäste! So ein Quatsch!

Wirst du wütend, wenn so was passiert?

Gerald: Nie. Ich weiß auch was das Problem war an dem Tag: Die Mädchen waren Deutsche.

Afrob: Ja, da drehen die Typen total durch, wenn du mit weißen Girls unterwegs bist.

Woran liegt das?

Afrob: Weiß nicht. Neid?

Gerald: Ich habe auch keine Ahnung. Der Kellner hat dich nicht erkannt?

Gerald: Ich hätte natürlich sagen können, ich bin der Asamoah von Schalke. Aber das will ich nicht. Ich gehe da nicht hin als Superstar, sondern als Gerald, der Normale. Ich habe es auch schon erlebt, dass ich erst nicht reinkomme, dann erkennt mich jemand und ich darf doch rein. Aber dann gehe ich nicht mehr in den Laden. Auf solche Sachen habe ich keinen Bock.

Afrob: Wie kannst du nur so cool bleiben, wenn dir so was passiert?

Gerald: Weil ich denke, der ist bescheuert, nicht ich. Ich gehe sowieso lieber in Hannover aus. Da sind meine Freunde, da ist alles cooler.

Afrob: Ich gehe in Stuttgart gar nicht mehr aus. Die Leute reden so einen Dreck, du wirst dauernd von der Polizei angehalten. Und ich bin zu bekannt - habe überhaupt keine Freiheit mehr. Dann bin ich genervt und werde aggressiv. Manchmal glaubt man gar nicht, was die für Scheiß erzählen.

Ist es tatsächlich so schwer, eine Wohnung zu finden?

Afrob: In Stuttgart eine Katastrophe. Ich erzähle immer gleich am Telefon, dass ich schwarz bin. Die hören das ja nicht an meiner Stimme, keiner kann sich vorstellen, dass ein Schwarzer so gut Deutsch spricht. Ich habe keinen Bock mehr, loszufahren und dann zu hören, dass die Wohnung leider schon vergeben ist.

Was sagst du genau am Telefon?

Afrob: Das ist manchmal schon hart. Ich sage: „Hören sie zu, bevor sie sich erschrecken: Ich bin Schwarzafrikaner.“

Was passiert dann?

Afrob: Die meisten sagen: „Oh!“ Weißt du, allein die Art, wie die Leute „Oh!“ sagen, kotzt mich schon an. Schockiert klingt das. „Noi, des isch net wäge mir, des isch wäge meine Nachbar, mit dene will I koin Ärger.“

...

Ist es bei dir ähnlich, Gerald?

Gerald: Ich hatte nie Stress mit Wohnung. In Hannover haben das meine Eltern noch erledigt.

Und in Gelsenkirchen?

Gerald: Wenn die Leute wissen, dass du Schalker bist, kriegst du hier alles.

Afrob: Dann wünschen sich die Leute doch sogar, dass du bei ihnen wohnst.

Gerald: Aber ich hatte auch keine Probleme, als ich unbekannt war ...

Wenn ich einen deutschen Farbigen sehe, der Erfolg hat, gucke ich eben

genauer hin, weil ich mich freue. Die Deutschen sind da anders.

Ist man sozusagen stolz auf Afrodeutsche, die Erfolg haben?

Afrob: Klar bin ich stolz, wenn Gerald denn Ball kriegt, zwei, drei Gegner auseinander nimmt und das Ding reinhaut. Das coolste Tor war das gegen die Slowakei. Ein korrektes Ding, mit links, das macht er sonst nie

Also euer Leben hat nichts zu tun mit dem eines durchschnittlichen Afrodeutschen?

Afrob: Natürlich nicht. Hier ist nichts normal. In Österreich, wo sie mich nicht so kennen, da sagen sie dir genau, was los ist. Da heißt es: „Verpiss dich, du Kaffer!“

Das hast du erlebt?

Afrob: Klar, da muss man sich richtig auf die Zunge beißen.

Könnt ihr was ändern an der Situation der Schwarzen in Deutschland. Ist das überhaupt euer Ziel?

Gerald: Als ich mein erstes Länderspiel gemacht habe, da bin ich oft auf der Straße angesprochen worden von anderen Schwarzen. Die sagten, Gerald, wir sind stolz auf Dich. Viele hoffen, die Einstellung im Land würde sich ändern, wenn alle begreifen: Auch ein Schwarzer kann was Gutes für Deutschland leisten.

Gibt es die Gefahr, dass die Schwarzen, wie in Amerika, nur im Sport und im Entertainment erfolgreich sind?

Afrob: Ja, das ist der bekannte Stereotyp, das gibt es hier auch. Als ich früher Fußball gespielt habe, waren alle froh, dass sie einen Neger in der Mannschaft haben. Der kann gut laufen und hüpfen und hat immer prima Laune.

Gerald: Echt? Bei mir war das anders, überall wo ich hinkam, waren schon Schwarze da. Und bei mir ahnte keiner, dass ich was kann. Ich war fett und saß auf der Bank. ...

Wie hältst du es in Deutschland überhaupt aus?

Afrob: Ach, ich will jetzt gar nicht motzen, das sieht dann so aus, als wäre ich ein Nörgler. Ich habe jetzt meinen deutschen Pass, ich kann überallhin, das ist gut.

Gerald: Aber auch mit dem Pass ist das so eine Sache. Wenn wir mit Schalke irgendwo im Ausland spielen, bin ich immer derjenige, der bei der Kontrolle am längsten braucht. Zehn Minuten lang gucken die mir ins Gesicht und gucken wieder aufs Foto und wieder ins Gesicht. Einmal in Basel wäre ich beinahe ausgeflippt. Aber man muss ja ruhig bleiben. ...

Gibst es ähnliche Dinge beim Fußball?

Gerald: Gestern in Offenbach hatten wir ein Spiel: Der Torwart haut mich um, klarer Elfer. Doch der Schiri pfeift nicht. Da kommt er an und sagt: „Nummer 13, du nicht Schwalbe machen, sonst du fliegen vom Platz.“ Ich sage: „Können Sie auch deutsch?“ So was passiert immer wieder. Auch dass man auf Englisch angesprochen wird. So ist das Leben.

Afrob: So sollte es aber nicht sein.

Gerald: Aber so ist es. Ein bekannter Spieler, ich sage nicht, wie er heißt, hat mich gefoult und sagt: „Komm, Neger steh auf.“ Und hinter ihm stand sein Mannschaftskamerad – ein Schwarzer. Nach dem Spiel hat sich der Deutsche bei mir entschuldigt. So was passiert immer wieder.

Glaubt ihr daran, etwas ändern zu können?

Afrob: Meine Lieder hören meistens nur die, die es ohnehin schon begriffen haben. Deswegen ist Gerald unser wichtigster Mann. Er spielt für uns alle. Aber er muss auch aufpassen: Die Leute jubeln, wenn er das Tor trifft, aber sie schimpfen bei einem Schwarzen noch lauter, wenn er daneben schießt.

Quelle: JETZT - Magazin der SZ,
HEFT 33 13.08.2001, Heimatkunde
Text: Lars Jensen, Christoph Biermann.

Heimat und Sehnsucht

Die Niedersachsen: „sturmfest und erdverwachsen?“

In der „niedersächsischen Hymne“ wird die Bevölkerung als „sturmfest und erdverwachsen“ besungen. Das dürfte wohl mehr dem Wunsch nach Beständigkeit entsprungen sein als der Realität entsprechen, jedenfalls wenn man sich die Geschichte Niedersachsens etwas genauer anschaut. Da sind zum einen die „Hollandgänger“ und Amerikaauswanderer, die aus Niedersachsen wegwanderten, da sind zum anderen die 1,8 Millionen nach Niedersachsen zugewanderten Vertriebenen und Flüchtlinge, die 1949 26,4% der Gesamtbevölkerung stellten.

Kein Wunder! Das 20. Jahrhundert war auch für Niedersachsen „das Jahrhundert der Wanderungen“. Ab den späten 50er Jahren kamen Menschen aus Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, Türkei, Tunesien, Marokko und Jugoslawien hinzu, ab den 80er Jahren dann auch Asylbewerber und Bürgerkriegsflüchtlinge. Die Zahl der Zuwanderer – ohne die bereits Eingebürgerten – betrug ca. 532.000 im Jahre 1999. Wenn dann noch die ca. 600.000–700.000 Spätaussiedler, die in den letzten 20 Jahren nach Niedersachsen kamen, einbezogen werden, kann davon ausgegangen werden, dass ein beträchtlicher Teil der Niedersachsen über die Erfahrung verfügt, ihre Heimat verloren oder sich neu beheimatet zu haben.

Daher kann man davon ausgehen, dass viele von ihnen miteinander auch die gleichen Hoffnungen und Sehnsüchte teilen.

Die Schwierigkeit, mit „Heimat“ heimisch zu werden

Das Thema Heimat scheint die Menschen stattdessen grundsätzlich eher zu teilen. Da sind die Einen, die tränenreichen Augen und erwartungsvoller Sehnsucht von Heimat reden, die nichts auf ihre Heimat kommen lassen. Nicht zufällig erfreuen sich heimatkundliche Museen, Heimatstuben oder Heimatvereine großer Belieb-

heit. Nicht von ungefähr sind volkstümliche Hitparaden, in denen traditionelle Volksmusik gespielt wird, so beliebt.

Da sind aber auch die Anderen, die allein das Wort „Heimat“ nicht in den Mund nehmen können, ohne ein mulmiges Gefühl im Bauch zu bekommen oder ohne eine zusätzliche Erklärung dazu abzugeben.

Oder jene Menschen, die für sich die Bedeutung von Heimat grundsätzlich abstreiten. Andere dagegen halten die Rede von Heimat als eine von der Geschichte überholte Diskussion, weisen sie den „Ewiggestrigen“ oder den „Erzkonservativen“ zu. Vielerorts wird mit Heimat „Spießigkeit“ und „Mief“ verbunden, werden heimatliche Gefühle als kindisch eingestuft oder derartige Gefühle als „vor-vernünftig“ bezeichnet, die es zu überwinden gilt.

Manchen dagegen dient der Bezug zur Heimat als Kontrast, um sich davon abgrenzen und als weltoffener, moderner und politisch aufgeklärter Mensch präsentieren zu können. Ein Blick auf viele Konflikte in der Welt scheint ihnen recht zu geben, werden doch mit Bezug auf Heimat nach wie vor die größten Übeltaten verübt, sind Menschen vielerorts bereit, nicht nur ihr Leben dafür zu lassen, sondern auch andere Menschen zu töten. Kein Wunder also, dass viele skeptisch sind, wenn jemand unkritisch von Heimat redet oder mit Heimat ungebroschen nur positive Gefühle verknüpft.

Heimat und Staat

Der heutige auf ein ganzes Staatsgebiet ausgedehnte Heimatbegriff ist – geschichtlich gesehen – eigentlich relativ jung. Er entstand erst im Zuge der Gründung von Nationalstaaten ab dem 17. Jahrhundert. Das ist einer der Gründe dafür, dass er politisch und ideologisch aufgeladen ist. Das macht es auch heute so schwer, über Heimat zu reden, ohne automatisch an Nation und Nationalismus zu denken und ohne positive oder negative Gefühle zu wecken. Denn nur allzu häufig wurde Nationalismus politisch miss-

braucht, um Kriege zu führen, litten viel Menschen unter Nationalismus. Wohl deshalb existieren in vielen Gesellschaften gleich mehrere Begriffe für Heimat, die bei den Menschen unterschiedliche Gefühle auslösen.

Home, sweet home

Im Deutschen ist im Wort „Heimat“ noch ihr Wortstamm „Heim“, das Zuhause, präsent. Man kann die allmähliche „Beheimatung“ von Menschen in einem neuen Umfeld sehr gut mit „heimisch werden“ umschreiben. Um dem ideologischen Gehalt und dem politischen Bezug zu entgegen, sprechen viele dann trotzdem lieber von „meinem Zuhause“, anstelle von „meiner Heimat“. Andere nutzen beide Bezeichnungen gleichzeitig, um genau diese Differenzierung vorzunehmen, wie jene Heimatvertriebenen, die auf die Frage, ob sie in Niedersachsen eine neue Heimat gefunden hat, antwortet: *„Ich habe in Ostfriesland ein wunderbares Zuhause gefunden – aber meine Heimat ist Schlesien.“*

Möchte man dagegen ausdrücklich den ideologisch-politischen Charakter betonen, benutzt man den Begriff „Vaterland“. Im Englischen kann man solcherlei Differenzierungen mit „home“, „hometown“, „homeland“ vornehmen. Das französische „la patrie“ und das spanische „la patria“ oder „el pais“, aus dem sich die Begriffe „Patriot“ und „Patriotismus“ ableiten, entspricht dem deutschen „Vaterland“. Aber auch im Französischen kennt man mit „le terroir“ einen Heimatbezug, der sich auf die unmittelbare Umwelt bezieht. Ähnlich verhält es sich auch in den andern romanischen Sprachen, wie im Spanischen oder Italienischen. Die Heimat-erde wird im Spanischen als „terru-no“ bezeichnet, heimatlos dagegen „sin domicilio“ (ohne Bleibe).

Im Türkischen existieren ebenso mehrere Begriffe für Heimat: „yurt, memleket und vatan“. Der Begriff „yurt“ betont die emotionale und unmittelbare Seite von Heimat. In ihm steckt noch der Wortstamm von „jurte“

(Zelt bzw. Zeltplatz). Das verweist auf die nomadischen Ursprünge der Türken, die sie mit anderen Nomaden, wie z.B. den Mongolen, verknüpft, von denen viele auch heute noch in „jurten“ leben. Der Kommunal- oder Regionalbezug wird dagegen durch das Wort „memleket“ hergestellt. Das dem deutschen „Vaterland“ entsprechende Wort „vatan“ dagegen entstand im Zuge der türkischen Nationswerdung, wie fast überall durch Literaten und Journalisten eingeführt und verbreitet.

Die Heimat ist dort, wo man seine Wurzeln hat

Parallel zur Modernisierung, der zunehmenden Verflechtung von Staaten und Gesellschaften sowie zunehmender Individualisierung haben gemeinschaftliche, lokale bzw. regionale Identitäten Hochkonjunktur. Identifikationen mit dem Stadtteil, dem Dorf, der Region oder „dem Kiez“, in dem man lebt, werden mit positiven Gefühlen besetzt.

Dieser Sachverhalt verweist auf eine wichtige Dimension von Heimat, ohne dass dies den Menschen immer bewusst wäre. Der Begriff Heimat hatte und hat stets einen konkreten Ortsbezug, meist ist es der Geburtsort. Heimat war und ist immer der unmittelbare, überschaubare Ort, in dem man aufwuchs oder aufwächst. Es ist stets der Ort, wo man sich sicher und geborgen fühlt und wo man seine Freunde hat. Deshalb kommen uns unbekannte Orte oft „unheimlich“ vor, löst sich schnell die Anspannung, wenn wir dann etwas Vertrautes entdecken, vielleicht ein vertrauter Geruch, eine vertraute Sprache oder Stimme.

„Ja Deutschland ist meine zweite Heimat. Es ist meine zweite Muttersprache geworden“ (Zahra D.), mag vielleicht als zufällig dahin gesprochen erscheinen. Doch psychologisch betrachtet handelt es sich bei dem Wunsche nach Heimat um eine Übertragung der frühen Mutter-Kind-Beziehung auf den „Ort“. Daher entstehen in unseren Köpfen sofort Bilder unseres „Geburtsortes“ und unserer Kindheit, wenn wir an Heimat denken. Heimat und Muttersprache in

gleichem Atemzug zu nennen, fällt uns deshalb nicht schwer. Die Verbindung von Mutter und „Heimat (Ort)“ findet sich nicht nur in vielen Märchen, Legenden und Liedern, sondern auch in vielen Begriffen, wie z.B. in „Muttererde“. Wenn wir heimatlose Menschen als „Entwurzelte“ bezeichnen, dann spielen wir unbewusst auf diesen Zusammenhang an.

Der Mensch und sein Platz auf der Welt

Für den Menschen scheint es ein elementares Bedürfnis zu sein, „einen Platz auf der Welt“ zu haben oder zu finden. Viele Legenden, Geschichten und Märchen erzählen von diesem Bemühen. In nahezu allen Religionen und Mythologien geht es um die Suche des Menschen nach Heimat. Es wäre sicher nicht übertrieben, wenn man behaupten würde, dass Religionen und Mythologien geradezu darauf gründen.

Schon die Schöpfungsgeschichte, die Schilderung des Paradieses und die Vertreibung des Menschen daraus, handelt von „Heimat“, der „Vertreibung“ und der „Sehnsucht“ zurück ins Paradies. Davon ausgehend wird die gesamte Existenz des Menschen auf die „Rückkehr“ in die „Heimat“ (das Paradies) ausgerichtet. Ein Motiv, das sich auch in vielen „Utopien“ wiederfindet. Die Sehnsucht nach einem Ort als Heimat versucht Thomas Morus an einem erfundenen Ort „Utopia“ (übersetzt: ohne Ort) zu stillen.

Moses sucht für das jüdische Volk eine Heimat und muss dazu viele Hindernisse überwinden und Prüfungen bestehen. Dennoch bleibt das jüdische Volk Jahrtausende lang heimatlos, wird immer wieder vertrieben. Und die Sehnsucht nach der Heimat mündet im Versuch, einen eigenen Staat zu gründen, um nie mehr heimatlos zu sein. Das bringt wiederum neue Probleme und Konflikte mit sich, weil es andere heimatlos macht. „Einst hatten wir ein Land und ihr einen Traum, jetzt habt ihr ein Land und wir einen Traum“, bringt dies ein israelischer Araber selbstironisch auf den Punkt.

Variationen dieser „unendlichen

Geschichte“ finden sich in Zentraleuropa genauso wie auf dem Balkan oder im vorderen Asien. Der Prophet Noah muss nach der Sintflut gleich für Mensch und Tier eine neue Heimat finden. Auch der Koran thematisiert die mühevolle Suche nach Heimat. Nicht zufällig beginnt die islamische Zeitrechnung mit der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina. Und wer kennt nicht die Legende von Odysseus, der auf der Suche nach einer Heimat durch das Mittelmeer irrt und erst viele Prüfungen bestehen muss, bis er mit seinen Gefährten in der vertrauten Heimat ankommt. Oder auch Robin Hood, der sich die Wälder Englands zur Heimat macht, um den Entrechteten zu ihrem Recht zu verhelfen und das Königreich vor einem ungerechten, falschen König zu schützen.

Sehnsucht nach Heimat

Es geht bei allen diesen Erzählungen um die Sehnsucht des Menschen nach einem Platz auf der Welt, in dem er heimisch werden kann. Es scheint aber auch, als würden Heimat, Sehnsucht, Flucht und Vertreibung eine untrennbare Einheit bilden. Es sind aber wiederum der universelle Charakter und die Tiefe der Sehnsucht nach Heimat, die uns mit jedem Menschen Mitgefühl empfinden lassen, der „Heimweh“ hat.

Heimweh kann so stark werden, dass es krank macht. Die Bezeichnung „Heimweh“ spielt allerdings die Tiefe des Schmerzes, die mit der Sehnsucht nach der Heimat verbunden sein kann, ein wenig herunter. Im Wortlaut „Sehnsucht“ dagegen werden ganz andere Dimensionen deutlich: „sich sehnen“, „suchen“ und „Sucht.“ So auch im Englischen „homesickness“ für Heimweh. Krasser als in vielen anderen Sprachen wird darin der krankmachende Charakter von „Heimweh“ betont. Ähnliches gilt auch für den Begriff „Nostalgie“, der sich aus dem italienischen Begriff für Heimweh „nostalgia“ ableitet.

Manchmal nimmt die Sehnsucht nach Heimat die Gestalt von „Fernweh“ an, wie im Beispiel von Thomas Morus „Utopia“. „Fernweh“ ist die Seh-

sucht nach Heimat in der Fremde, wenn einem die „Heimat“ fremd geworden ist.

Diese Sehnsucht kann auch missbraucht werden, wie dies im „Rattenfänger von Hameln“ erzählt wird. Mit dem Versprechen auf eine „Heimat“ in der Fremde werden Kinder für den Kreuzzug nach Jerusalem angelockt.

Fluss ohne Wiederkehr

Besonders Menschen, die unvorbereitet fliehen mussten oder aus ihrer Heimat gewaltsam vertrieben wurden, entwickeln eine für andere kaum nachvollziehbare Sehnsucht nach „Heimat“ und bauen nicht selten eine „Rückkehrillusion“ auf. Der Satz aus dem Munde von Zahra D. aus dem Iran „...ich dachte immer, es ist eine Phase, es geht vorüber ... und ich kehre zurück“, könnte als Motto für alle stehen. Die Sehnsucht kann so stark sein, dass man sich nur schwer auf seine neue Umgebung einlassen kann. Bertolt Brecht, einst selbst Flüchtling, brachte diese Weigerung in die Form eines Gedichts.

„Schlage keinen Nagel in die Wand.
Wirf den Rock auf den Stuhl.
Warum vorsorgen für vier Tage?
Du kehrst morgen zurück.
Lass den kleinen Baum ohne Wasser.
Wozu noch einen Baum pflanzen?
Bevor er so hoch wie eine Stufe ist,
Gehst du froh weg von hier.
Zieh die Mütze tief ins Gesicht, wenn Leute vorbeigehn.
Wozu in einer fremden Grammatik blättern?
Die Nachricht, die dich heimruft,
Ist in bekannter Sprache geschrieben.“

Bertolt Brecht

... aber wird er dort jemals ankommen? Ein anderer Flüchtling, Gabriele Hoffmann La Torre, thematisiert in

der Erzählung „Absturz“ die „Illusion der Rückkehr“, wie schwer es überhaupt ist, noch irgendwo anzukommen, wenn man einmal „entwurzelt“ wurde.

„Er wird nie ankommen. Sein Ziel ist falsch gewählt, die Widersprüche sind einprogrammiert. An einem fröstelnd kühlen Morgen, der ihn an die ersten Schuljahre erinnert und an all das Bauchweh, wird er mit zuviel Erwartungen das Flugzeug besteigen. Seine Reise in die Vergangenheit, seine Rückkehr, wird er denken, einerseits enttäuscht werden, andererseits nicht.

Dort angekommen, wird er nichts Vertrautes erkennen. Doch seine Gefühle werden die gleichen sein wie die des Kindes, sie werden den Erwachsenen in die Irre führen und ihre Schwächen empfindlich beweisen. Trotzdem wird er daran festhalten und weiterpilgern. Er wird altbekannte Orte aufsuchen, altbekannte Freunde treffen, und mit seinen Erinnerungen werden sie alle nicht mehr als den Namen gemein haben.

Er wird anfangen, sich einsam zu fühlen und beraubt. Er wird das Spiel nicht kennen, das die übrigen beherrschen, dort sind die Spielregeln anders. Er wird sich hierher sehnen, wenn er im Sand wadet und die wellenreitende Coca-Cola-Dose mit den Augen verfolgt. Er wird die Hitze und den klebrigen Schweiß eintauschen wollen gegen einen trüben Oktoberabend im Wald.

Im nächsten Café halbwegs erfrischt, wird er sich bei seinen Sehnsüchten ertappen und danach alles gut finden, dort, wo er herkommt, dort wo die Farben leuchten, wo der Himmel wirklich blau ist, wo die Menschen fröhlich sind und warmherzig, wo es keinen Winter gibt und keinen Schnee. Er wird peinlich verbergen, dass er Mühe hat mit seiner Muttersprache, wird auch bald den Umgangston beherrschen und das Spiel. Das alte Bauchweh aus der Schulzeit wird er mit Trubel und Geselligkeit bekämpfen. Endlich, wird er denken, das Land seiner Wurzeln, das Ziel seiner Sehnsucht.

Aber er wird es nicht lange aushalten. Er wird immer öfter sich weinend auf sein Bett werfen, wird wieder die Sehnsucht zur Entscheidung machen,

die Koffer packen und sich verabschieden für die Rückkehr hierher. Voller Erwartungen wird er das Flugzeug besteigen. Aber er wird nie ankommen.“

Ähnlich dem russischen Auswanderer, der nach mehreren Auswanderungs- und Einwanderungsversuchen auf die Frage eines genervten Ordnungsbeamten, „nun entscheiden Sie sich doch endlich, wo fühlen Sie sich denn beheimatet?“, antwortet: „Wenn ich ehrlich sein soll? ... im Flugzeug.“

Heimat in der globalen Welt

Der Ortsbezug ist unter Bedingungen von Individualisierung, Globalisierung, Mobilität und Migration nicht mehr selbstverständlich gegeben. Das zwingt uns, grundsätzlich danach zu fragen, ob sich Heimat unter diesen Bedingungen, die zur Folge haben, dass viele Menschen aus ihrer vertrauten Umgebung entwurzelt oder aus ihren traditionell festgefügt Rollen und Zugehörigkeiten entbunden werden, überhaupt noch ortsgebunden vorstellen lässt, wie Aras Ören es mit dem folgenden Gedicht zum Ausdruck bringt:

Wenn das von Brecht, La Torre und

„Das Jahrhundert, in dem ich lebe
hat mich so gemacht:
geboren 1963 in Kayseri,
Wohnort: Berlin-Kreuzberg ...
Die Fremde meines Vaters
ist meine Heimat geworden.
Meine Heimat ist die Fremde
meines Vaters.“

Aras Ören

Ören geschilderte Phänomen typisch für unsere Zeit ist, was tritt dann an die Stelle eines ortsbezogenen Heimatgefühls? Und lässt sich dann überhaupt noch ein Heimatgefühl ausbilden? Fragen, mit denen sich insbesondere Migranten und Flüchtlinge befassen müssen, die aber alle Menschen betreffen.

Die Heimat ist dort, wo wir sie uns erschaffen

Der Beginn der Verwirrung und die Sehnsucht nach „Heimat“ kann auch der Beginn von Kreativität sein, schreibt der Philosoph Flusser, einst selbst Flüchtling. Gelingt es dem Menschen, den Verlust seiner bisherigen Heimat zu verarbeiten und sich mit seinem Leben zu versöhnen, wendet sich die Sehnsucht nach Heimat von der Vergangenheit in die Zukunft, resümiert er. Der Mensch hat dann den Blick frei, die Heimat dort zu suchen, wo sie vielleicht auch zu finden ist: in dem „Anderen“, unseren Mitmenschen. Eine Erkenntnis, die schon in der Bibel erzählt wird. Maria und Josef sind in Palästina zunächst heimatlose Fremde, Jesus ist ein Flüchtling, sie finden ihre Heimat in und bei anderen Menschen, dem „Nächsten“.

Losgerissen von den Fasern an die Heimat beginnt der Flüchtling frei zu werden, konzentriert sich auf den Dienst an dem „Anderen“. Die Frage, „frei wovon?“ kann sich in die Frage, „frei wozu?“ verwandeln. Nicht das Zerschneiden der Bindungen, sondern das Anknüpfen neuer Bindungen in Zusammenarbeit mit anderen ist das, was die Freiheit ausmacht, ist die zentrale Erkenntnis des Philosophen. „*Der Migrant wird frei, nicht wenn er die verlorene Heimat verleugnet, sondern wenn er sie aufhebt*“, so sein Fazit. Das gilt generell für alle Menschen.

Die Geschichte von den „Bremer Stadtmusikanten“ bringt das gut zum Ausdruck. Zunächst heimatlos geworden, schaffen sich einander völlig fremde Tiere, die zudem unterschiedliche „Sprachen“ sprechen, durch „Solidarität“ und „Kooperation“ ein neues Zuhause. Sie symbolisieren den Prototyp einer Einwanderungsgesellschaft.

Im gewissen Sinne entspricht diese Geschichte der Zuwanderungsgeschichte Niedersachsens: Heimatvertriebene und Flüchtlinge, Spätaussiedler, und Arbeitsmigranten, Asylbewerber und politische Flüchtlinge haben sich wie die Bremer Stadtmusikanten gemeinsam mit den Einheimischen in Niedersachsen ein neues Zuhause geschaffen. Einige haben hier auch Wurzeln schlagen können - vielleicht sogar „sturmfest und erdverwachsen.“

Dursun Tan

fast ein rundbrief

ich bin
in erster
linie
mensch
schlicht und ergreifend
mensch

danach erst:
türke
ausländer
betroffener
benachteiligter
ausgestoßener

warum also keine liebesgedichte?

1987

*Nevfel Cumart,
Ich pflanze Saatgut in Träume – Frühe Gedichte,
Grupello Verlag, Düsseldorf,
2000, Seite 29*

Lexikon

Abschiebung

Abschiebung ist eine zwangsweise Durchsetzung der Ausreisepflicht. Sie darf nur dann vorgenommen werden, wenn die freiwillige Ausreise des Ausländers nicht gesichert oder aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung eine Überwachung der Ausreise erforderlich erscheint (vgl. § 49 Ausländergesetz).

Asylbewerber

Asylbewerber sind Ausländer, die Schutz als politisch Verfolgte nach Art. 16a Abs. 1 des Grundgesetzes beantragen weil ihr Leben oder ihre Freiheit wegen ihrer Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung bedroht ist.

Auf Art. 16a Abs. 1 des Grundgesetzes kann sich nicht berufen, wer aus einem sicheren Drittstaat im Sinne des § 26a Abs. 2 des Asylverfahrensgesetzes einreist.

Asylbewerberleistungsgesetz

Asylbewerber erhalten Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG) vom 5. August 1997 (BGBl. I S. 2022).

Diese Leistungen sind um rund 20% niedriger als die Leistungen nach dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG).

Aufenthaltsbeendigung

Ein Ausländer ist grundsätzlich zur Ausreise verpflichtet, wenn er die erforderliche Aufenthaltsgenehmigung nicht oder nicht mehr besitzt.

Aufenthaltsbefugnis

Eine Aufenthaltsbefugnis (§ 30 AuslG) wird erteilt, wenn einem Ausländer der Aufenthalt aus völkerrechtlichen oder dringenden humanitären Gründen oder zur Wahrung politischer Interessen der Bundesrepublik Deutschland erlaubt werden soll.

Aufenthaltsberechtigung

Eine Aufenthaltsberechtigung (§ 27 AuslG) sichert ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht mit einem verstärkten Schutz vor Ausweisung. Sie wird insbesondere

erteilt, wenn ein Ausländer 8 Jahre eine Aufenthaltserlaubnis besitzt, sein Lebensunterhalt sowie seine Altersversorgung gesichert sind und er in den letzten drei Jahren im wesentlichen straffrei war.

Aufenthaltsbewilligung

Eine Aufenthaltsbewilligung (§§ 28, 29 AuslG) wird erteilt, wenn einem Ausländer der Aufenthalt nur für einen bestimmten, vorübergehenden Aufenthalt erfordernden Zweck erlaubt sein soll. (z. B. Saisonarbeiter in Landwirtschaft, Baugewerbe und Gastronomie, Studenten und Auszubildende).

Aufenthaltsurlaubnis

Eine Aufenthaltserlaubnis (§§ 15, 17 AuslG) wird erteilt, wenn einem Ausländer der Aufenthalt ohne Bindung an einen bestimmten Aufenthaltswort erlaubt sein soll.

Aufenthalts gestattetung

Die Aufenthaltsgestattung ist der unsicherste Status, den Ausländer in der Bundesrepublik haben können. Alle Asylbewerber erhalten sie und sie ist nichts weiter, als die Aussetzung der Abschiebung. Die Aufenthaltsgestattung ist auch räumlich auf einen Landkreis beschränkt.

Ausländer

Ausländer ist jeder, der nicht Deutscher im Sinne des Art. 116 Abs. 1 des Grundgesetzes ist, d.h. nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt. Ausländer genießen grundsätzlich Meinungs-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit. Sie können in politischen Parteien und kommunalen Ausschüssen (soweit das Landesrecht dies vorsieht) mitwirken.

Ausländergesetz

Das Ausländergesetz (AuslG vom 9. Juli 1990, BGBl. I S. 1354) regelt die Einreise, den Aufenthalt, die Niederlassung, die Erwerbstätigkeit, die Aufenthaltsbeendigung und die Einbürgerung von Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit, mit Ausnahme bestimmter Personengruppen

Aussiedler

Aussiedler sind nach § 1 Abs. 2 Nr. 3 Bundesvertriebenengesetz (BVFG) deutsche Staatsangehörige oder deutsche Volkszugehörige, die nach Abschluss der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen vor dem 1. Juli 1990 oder danach im Wege des Aufnahmeverfahrens vor dem 1. Januar 1993 die ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete, Danzig, Estland, Lettland, Litauen, die ehemalige Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien oder China verlassen haben, es sei denn, dass sie, ohne aus diesen Gebieten vertrieben und bis zum 31. März 1952 dorthin zurückgekehrt zu sein, nach dem 8. Mai 1945 einen Wohnsitz in diesen Gebieten begründet haben. Aussiedler sind Vertriebene.

Ausweisung

Die Ausweisung beendet die Rechtmäßigkeit des Aufenthalts eines Ausländers. Ein Ausländer kann ausgewiesen werden, wenn sein Aufenthalt die öffentliche Sicherheit und Ordnung oder sonstige erhebliche Interessen der Bundesrepublik beeinträchtigt (vgl. §§ 45 und 46 AuslG).

De-facto-Flüchtlinge

De-facto-Flüchtlinge sind Personen, die keinen Asylantrag gestellt haben oder deren Asylantrag abgelehnt worden ist, denen aber aus humanitären oder politischen Gründen die Rückkehr in ihr Heimatland nicht zumutbar ist.

Drittstaaten, sichere

„Sichere Drittstaaten“ sind: Finnland, Norwegen, Österreich, Polen, Schweden, die Schweiz und die Tschechische Republik. Wenn ein Ausländer bereits einen dieser Staaten erreicht hat, in dem er gleichfalls Schutz nach der Genfer Flüchtlingskonvention erhalten kann, ist ihm die Einreise in die Bundesrepublik Deutschland schon an der Grenze zu verweigern. Denn wer aus einem „sicheren Drittstaat“ einreist, kann sich nicht mehr auf das Grundrecht auf Asyl berufen.

Duldung

Die Duldung (§§ 55, 56 Ausländergesetz – AuslG) ist kein Recht, das zum Aufenthalt berechtigt. Sie bewirkt nur die förmliche Aussetzung der Abschiebung eines ausreisepflichtigen Ausländers.

Flüchtlinge

Flüchtlinge sind Personen, die sich aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung außerhalb des Landes befinden, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzen.

Flughafenregelung

Für Ausländer aus sicheren Herkunftsländern, die über einen Flughafen einreisen (vgl. § 18a Asylverfahrensgesetz) und bei der Grenzbehörde um Asyl nachsuchen, ist das Asylverfahren vor der Einreise durchzuführen, soweit die Unterbringung auf dem Flughafengelände während des Verfahrens möglich ist. Für die Dauer des Verfahrens ist ein Verlassen des Transitbereiches nicht möglich.

Kontingentflüchtlinge

Kontingentflüchtlinge sind Flüchtlinge aus Krisenregionen, die im Rahmen internationaler humanitärer Hilfsaktionen aufgenommen werden. Deutschland hat seit 1973 in großer Zahl u.a. Flüchtlinge aus Indochina (insbesondere Vietnam, sog. Boat-people) und aus Chile aufgenommen.

Konventionsflüchtlinge

Konventionsflüchtlinge sind Personen, die Abschiebungsschutz genießen, weil im Heimatstaat ihr Leben oder ihre Freiheit wegen ihrer Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung bedroht ist.

Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge

Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge im weiteren Sinne sind Personen, die wegen der Kriegereignisse ihre Heimat verlassen.

Migration

Aus dem Lateinischen (migratio = Wanderung). Vor über 40 Jahren begann die Geschichte der Migration ausländischer Arbeitnehmer in die Bundesrepublik Deutschland. Die anfängliche Annahme von Deutschen wie Ausländern, die „Gastarbeiter“ würden nach einer gewissen Zeit wieder in ihre Heimatländer zurückkehren, erwies sich bald für beide Seiten als falsch.

Spätaussiedler

Spätaussiedler sind nach § 4 Abs. 1 oder 2 Bundesvertriebenengesetz (BVFG) deutsche Volkszugehörige (§ 6 BVFG), welche die Aussiedlungsgebiete nach dem 31. Dezember 1992 im Wege des Aufnahmeverfahrens verlassen und innerhalb von 6 Monaten danach Deutschland als ständigen Aufenthaltsort gewählt haben. Bei Spätaussiedlerbewerbern aus dem territorialen Bereich der ehemaligen UdSSR wird gesetzlich vermutet, dass sie ein Kriegsfolgenschicksal erlitten haben, welches der sachliche Grund für ihre Aufnahme in Deutschland ist.

Staatsangehörigkeit

Die Staatsangehörigkeit ist eine besondere Eigenschaft oder Rechtsbeziehung, die eine Person einem bestimmten Staat zuordnet. Gegenüber allen anderen Staaten ist diese Person Ausländer. Personen, die keine Staatsangehörigkeit besitzen, sind staatenlos.

Mit der Staatsangehörigkeit sind gegenseitige Rechte und Pflichten verknüpft, z.B. das Recht auf diplomatischen Schutz im Ausland. Wichtig sind die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, z.B. die politischen Mitwirkungsrechte (Wahlrecht) und die Wehrpflicht.

Zusammengestellt aus Unterlagen der Bundesausländerbeauftragten, Bonn. (www.bundesauslaenderbeauftragte.de/)

Literaturauswahl

„hier geblieben“ - Zuwanderung und Integration in Niedersachsen von 1945 bis heute

Zuwanderung und Integration in Niedersachsen seit dem Zweiten Weltkrieg, Begleitband zur Ausstellung „hier geblieben“, Herausgeber Klaus J. Bade und Jochen Oltmer, Osnabrück 2002.

„hier geblieben“ - Zuwanderung und Integration in Niedersachsen von 1945 bis heute, Museumsheft zur gleichnamigen Ausstellung, Herausgeber Andreas Urban, HmH, und Marianne Winkler, NLPB, Hannover 2002.

Flüchtlinge und Vertriebene

Benz, Wolfgang: Flucht aus Deutschland. Zum Exil im 20. Jahrhundert. München 2001.

Brandes, Detlef: Der Weg zur Vertreibung 1938 - 1945:

Pläne und Entscheidungen zum „Transfer“ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen. München 2001.

Hoffmann, Dierk: Vertriebene in Deutschland : interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven.

München: 2000.

Knopp, Guido: Die große Flucht. Das Schicksal der Vertriebenen. Econ: Düsseldorf 2001.

Lemberg, Hans (Mitarbeiter), Erik K. Franzen: Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer. Düsseldorf 2001.

„Vertreibung aus dem Osten“ Deutsche und Polen erinnern sich. Osnabrück 2001.

Von der Anwerbung zur Einwanderung

AiD. Ausländer in Deutschland. Vierteljährlich erscheinender Informationsdienst zu Ausländerfragen.

Hg.: Isoplan GmbH. Saarbrücken. <http://www.isoplan.de/aid>

Bade, Klaus J. (Hg.). Das Manifest der 60. Deutschland und die Einwanderung. München 1994.

Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen (Hg.). Jährliche Berichte und andere Veröffentlichungen.

<http://www.bundesauslaenderbeauftragte.de>

Weber, Horst. Eingewandert. Geschichte und Lebenssituation von ArbeitsmigrantInnen in Braunschweig.

Braunschweig 1993. Bezug: Arbeitskreis Andere Geschichte, Petritorwall 3, 38114 Braunschweig, Tel. 0531/ 18957.

Aussiedler und Spätaussiedler

Aussiedler. Informationen zur politischen Bildung 267 (2. Quartal 2000).

Neue Nachbarn: Lebenswege von Ost nach West. Herausgegeben vom Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen. Göttingen 2000.

Bade, Klaus J. / Oltmer, Jochen: Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Schriften des Instituts für Migrationsforschung und interkulturelle Studien. Bd. 8. Osnabrück 1999.

Silerbeisen, Rainer K. / Lantermann, Ernst-Dieter / Schmitt-Rodermund, Eva (Hg.):

Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten. Opladen 1999.

Flucht nach Deutschland

Bade, Klaus J. / Münz, Rainer (Hg.): Migrationsreport 2002. Fakten - Analysen - Perspektiven. Frankfurt 2002.

Blum, Matthias (Hg.): Die Grenzgänger. Wie illegal kann ein Mensch sein? Opladen 2002.

Geisen, Thomas (Hg.): Mobilität und Mentalitäten: Beiträge zu Migration, Identität und regionaler Entwicklung. Frankfurt am Main ; London 2002.

Herbert, Ulrich: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. München 2001.

Kopp, Karl : „Asyl“. Hamburg 2002.

Treichler, Andreas (Hg): Wohlfahrtsstaat, Einwanderung und ethnische Minderheiten. Probleme, Entwicklungen, Perspektiven. Greifenstein 2002.

von Suntum, Ulrich / Schlotböller, Dirk (Hg): Arbeitsmarktintegration von Zuwanderern. Internationale Erfahrungen im Vergleich. Seelitz 2002.

Heimat und Sehnsucht

Brecht, Bertolt: Flüchtlingsgespräche. Frankfurt am Main, 1990.

Flusser, Vilém: Von der Freiheit des Migranten, Bensheim, 1994.

Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. München, 1979.

Kurt, Kemal: Was ist die Mehrzahl von Heimat? Bilder eines deutsch-türkischen Doppellebens. Reinbek bei Hamburg, 1995.

Schütz, David: Trilogie des Abschieds. Frankfurt am Main, 1997.

Impressum

Herausgegeben von der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung
Hannover 2003

Redaktion: Peter Hoffmann und Marianne Winkler

Herstellung und Gestaltung: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung

Umschlaggestaltung: Schwanke, Raasch GRAPHIC DESIGN, Hannover

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung dar.

Verantwortlich für den Inhalt sowie für die didaktische Konzeption und Aufbereitung:

Dr. Thomas Berger-von der Heide, Eckart Brix, Peter Hoffmann, Margot Osakwe-Hilscher, Doris Pfeiffer-Pandey, Dr. Klaus Schaap, Dr. Dursun Tan, Horst Weber, Marianne Winkler

Für die einzelnen Bereiche sind verantwortlich:

- | | |
|--------------------------------------|---------------------------------|
| ● Flüchtlinge und Vertriebene | Dr. Thomas Berger-von der Heide |
| ● Von der Anwerbung zur Einwanderung | Horst Weber |
| ● Aussiedler und Spätaussiedler | Dr. Klaus Schaap |
| ● Flucht nach Deutschland | Dr. Thomas Berger-von der Heide |

Bildnachweis

Brigitte S. (S. 16), Josef S. (S. 18), Arthur Karbowski (S. 21 und 22), Schrift „Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Os-nabrück nach 1945“ (S. 23), Gustav Stähle, Verein Lagerbaracke Alexisdorf-Neugnadenfeld (S. 24), Manfred Gahr, Ver-ein Lagerbaracke Alexisdorf-Neugnadenfeld (S. 25), Horst Weber (S. 28, 29, 30 und 37), Josie Rodioza L.O. (S. 31 und 32), Stadtarchiv Peine (S. 34), Waldemar H. (S. 40), Heft „Der Kalte Krieg - Die Aussiedler/innen und wir“, Landkreis Clop-penburg (S. 40), Stefan Koch (S. 41), Dieter Tchorz (S. 42), Bundesministerium des Innern (S. 43), Anke Fedrowitz (S. 53 und 54), Marianne Winkler (S. 55, 64 und 67), Freizeit- und Heimstätte Nazareth in Norden-Norddeich (S. 58), Hildegard Grosse (S. 65)

Die Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung dankt allen Rechteinhabern für die freundlichst erteilten Abdruckgenehmigungen. Wo es trotz intensiver Bemühungen in Einzelfällen nicht gelungen ist, Kontakte zu Rechtein-habern herzustellen, werden diese gebeten, sich gegebenenfalls mit der Landeszentrale in Verbindung zu setzen.

Die Manuskripte wurden im August 2002 abgeschlossen.

Gesamtherstellung: Buchdruckerei P. Dobler, Alfeld

Umweltfreundlich hergestellt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

